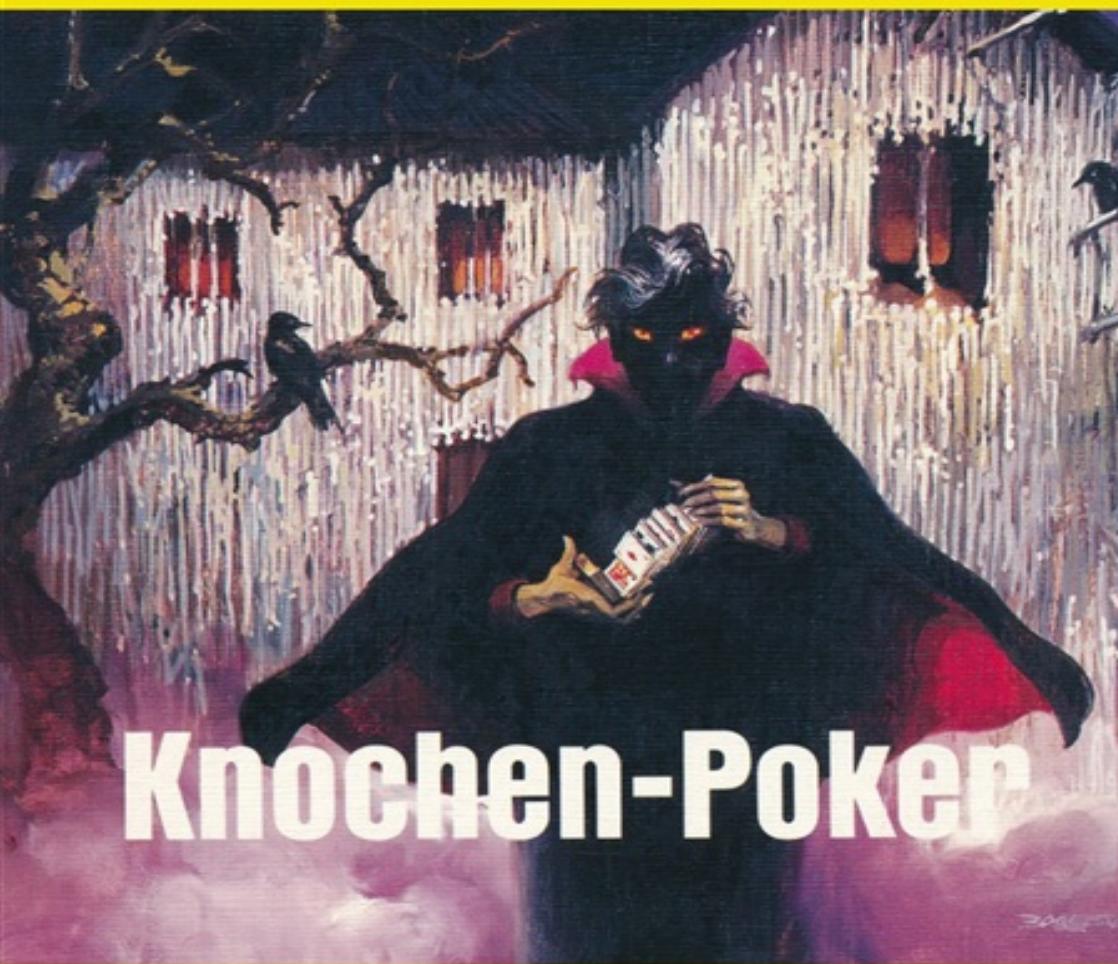


GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Knochen-Poker

Die große Horror-Serie
von Jason Dark

**BASTEI
LÜBBE**



Knochen-Poker

John Sinclair Taschenbuch Nr. 78

von Jason Dark

erschienen am 08.09.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Knochen-Poker

Tommy Moore, gerade 25, lebte in New York und hatte eine Marktlücke entdeckt. Er verkaufte Gebeine.

Da er die Nachfrage nicht befriedigen konnte, wollte er den Nachschub aus seiner Geburtsstadt London importieren. Gräber wurden geschändet und leergeräumt.

Bald schaltete sich der Teufel ein. Er spielte mit bei Tommys Knochen-Poker.

Damals!

Der Teufel tobte!

»Und wenn ich selbst hingehe, um diesem Blutsauger den Schädel einzuschlagen. Ich werde es tun. Ich muss seine Taten stoppen. Nicht mit meinen Dienern.«

Er ging hin, und er fand den Vampir zusammen mit drei Hexen, denen er das Blut aussaugen wollte. Bei einer hatte er es bereits geschafft. Sie lag apathisch an Boden, die beiden anderen krochen über das feuchte Gestein, ohne eine Chance zur Flucht zu bekommen.

In Feuer und Rauch gehüllt, erschien Asmodis wie ein Rachegötze. Der Vampir wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Er flehte um Gnade, war aber bei Asmodis an den Falschen geraten.

»Meine Warnungen hast du nicht befolgt. Jetzt bin ich hier, um zu richten!« Sein Schwert sauste nach unten!

Er und zwei Hexen schauten zu, wie der Blutsauge geköpft wurde. »Aber tot bist du nicht«, sagte der Teufel und lachte schaurig...

Auf der Treppe blieben die beiden Typen stehen und zogen ihre Messer. Durch Knopfdruck glitten die Klingen aus den Griffen wie lange, bläulich schimmernde spitze Finger.

Killing Star stand schon an der Tür, Blue Boy Jackson noch auf der drittletzten Stufe der Treppe, die zum Souterrain führte. Er legte seinen Zeigefinger auf die Lippen, denn er hatte Schritte gehört, die oben am Beginn der Treppe stoppten.

»Was ist denn?«

»Wollten wir nicht ungestört sein?« fragte Blue Boy Jackson.

Killing Star grinste kalt. »Und ob.«

»Dann muss ich mich um den Darling kümmern.«

»Richtig satt?«

»Mal sehen.«

Blue Boy Jackson konzentrierte sich wieder auf sein Vorhaben. Die

Treppe führte in den Keller hinunter. Sie begann dort, wo der feuchte Frühjahrsnebel über den Gehsteig quoll und die dort wartende Gestalt wie einen grauen Schatten aussehen ließ. Killing Star ging ihr entgegen. Der rechte Arm pendelte neben dem Körper. Das Messer war nicht zu sehen, aber er würde es genau im richtigen Moment zeigen, das stand fest.

Die Gestalt löste sich aus den Dunstschwaden und kam ihm entgegen. Es war ein Mann, der sehr vorsichtig die Stufen hinabging, um nicht zu stolpern.

Killing Star musste ihm wie ein Geist vorgekommen sein. Er hielt an, als er den jungen Mann auf der Stufenmitte mit ausgebreiteten Armen stehen sah.

»Hier geht es nicht mehr weiter, Mister! Überhaupt nicht mehr, Onkel. Zu dicht, verschlossen. Keine Chance.«

»Wieso? Man hat mir gesagt, dass ich hier die Knochen bekommen kann. Ich bin extra von Jersey rübergekommen, und jetzt will ich die Dinger auch kaufen.«

»Morgen, Onkelchen. Morgen kannst du alles kaufen. Heute nicht mehr. Da sind wir an der Reihe.«

Der Käufer war mit gewissen New Yorker Verhältnissen vertraut. Er wusste, wann es besser war, den Mund zu halten und erst einmal einen Rückzieher zu machen. »Ja, ich verschwinde. Du hast recht. Morgen ist auch noch ein Tag.«

»Und es wird bestimmt ein schöner!« lachte Killing Star. Er schaute zu, wie der Besucher sich drehte, die restlichen Stufen hoch ging und hastig verschwand.

Von unten lachte Blue Boy Jackson. »Der hatte aber die Hosen voll, was?«

»Haben sie doch alle, die Säcke.«

»Okay, dann komm!«

In seinen Turnschuhen lief Killing Star fast lautlos die Treppe hinab

und blieb vor der schwarz gestrichenen Tür stehen, auf deren Mitte ein weißer Totenschädel mit gekreuzten Knochen gemalt worden war. Darüber stand in geschwungenen Buchstaben TOMMY'S KNOCHENLADEN.

Killing Star grinste. Dann spuckte er gegen den Schädel. »Er soll ja alles haben, der gute Tommy. Bin gespannt, ob er auch uns befriedigen kann.«

»Das mach ich schon.«

»Schnauze.« Killing Star tänzelte nervös. Er war Schwarzer und sehr stolz darauf. Den Namen Killing Star hatte er sich selbst zugelegt, weil eine Popgruppe aus Harlem sich so nannte. Und die Typen mochte er eben. Killing Star kleidete sich auch ähnlich wie diese Gruppe. Er trug Hemden aus Chintz und legte bei der Auswahl viel Wert auf grelle Farben. Die weit geschwungenen Jacken mussten ebenfalls sehr farbig sein und sich stark von den Hemden abheben. Typen wie Killing Star waren in New York keine Seltenheit. Sie trugen dazu bei, das Bild der Stadt farbig zu machen. Zudem liebte er noch Schmuck. Dieses moderne Strasszeug, mit dem sich auch Frauen schmückten. Killing Star verteilte es auf seiner Jacke. Auch dieser Modeschmuck glänzte farbig. Während Killing Stars Vorfahren aus dem schwärzesten Afrika in die Staaten geschafft worden waren - damals gab es noch die Sklaverei - stammten Blue Boy Jacksons Eltern aus Haiti. Seinen Vater kannte er nicht. Es hatte geheißen, dass er ein Mischling gewesen sein soll. Halb weiß, halb schwarz. Seine Haut jedenfalls besaß eine kaffeebraune Tönung, und wegen seiner immer etwas traurig blickenden Augen hatte er den Namen Blue Boy bekommen.

Das Haar trug er ebenso lockig und glänzend wie sein Freund Killing Star, der jetzt die Linke auf die Klinke legte und öffnete. An jedem Finger der linken Hand schimmerte ein anderer Ring, und auch die Farben waren verschieden.

Killing Star öffnete. Er war nervös wie immer. Er wirkte wie ein Stehaufmännchen, das niemand abstellen konnte.

Hinter der Tür schluckte sie ein Flur.

»Wow!« sagte Killing Star. »Ist ja heiß.« Er tänzelte hinein und drehte sich. »Schau dir die Wände an, Mann. Sind die nicht stark? Schwarz gestrichen, wie deine Seele, was?«

Blue Boy nickte und zog die Tür hinter sich zu. Die Wände waren tatsächlich tiefschwarz angemalt worden. Da wirkten die Lampen unter der Decke wie gelbe Augen, die geradewegs nach unten auf den ebenfalls schwarzen Boden schauten und dort Lichtkreise hinzauberten, durch die zahlreiche Staubteilchen flirrten.

»Hier sind wir richtig!« flüsterte Blue Boy. »Und wie.«

Killing Star tänzelte schon vor. Hin und wieder überkam es ihn. Da spielte er Eddy Murphy und klatschte mit beiden Händen gegen die schwarze Wand. Dabei summte er einen Schlager von Madonna. Der Gang besaß eine Länge von ungefähr fünf Yards. Er endete vor einer Tür. Sie zeigte einen rotvioletten Anstrich. In Kopfhöhe war ein weißes Fenster aufgemalt, allerdings ohne Scheibe.

»He, Tommy, wir kommen!« Killing Star schlug zweimal mit der flachen Hand gegen die Tür, bevor er sie öffnete, so dass die beiden den Raum betreten konnten.

Ihnen blieb nicht gerade die Lust weg, aber selbst Killing Star vergaß sein aufgesetztes Benehmen und staunte nur. Der Laden war einmalig. Verrückt, irre, toll und gleichzeitig schaurig.

Was da an Knochen und Gebeinen herumlag, fand man nicht mal auf einem Friedhof. Nichts lag durcheinander, alles besaß seine Ordnung, denn auf den Regalbrettern standen die Totenschädel in verschiedenen Größen und auch Anstrichen. Vom bleichen Gebein bis zur schwarzen Bemalung war alles vorhanden.

Natürlich hingen die Skelette von der Decke. Im durch das Schließen der Tür entstandenen Windzug klapperten die Knochen mit

hellklingenden Geräuschen aneinander. Aber nicht nur Menschenknochen waren vorhanden. Jede Menge Klappergebein, gebleichte Fischgräten, ausgekochte Tierschädel, Hörner und Zähne standen oder lagen überall verteilt. Dieser Laden glich sogar einer Kunsthalle oder einem Museum. Tommy musste Jahre seines Lebens damit verbracht haben, ihn zu füllen. Dabei war der Besitzer, der sich bisher nicht hatte sehen lassen, erst knapp über 25.

Killing Star legte seinem Freund eine Hand auf die Schulter und schüttelte ihn durch. »Sag was, Blue Boy, sag was. Wie fühlst du dich? Irre, nicht wahr?«

»Nun ja, ich...«

Er schüttelte ihn weiter. »Das ist doch die Schau. Wir kriegen, was wir haben wollen.«

»Bist du sicher?«

»Klar.«

Blue Boy Jackson fühlte sich unwohl. Er war stehen geblieben und drehte nur sehr langsam den Kopf. Der Laden war nicht hell, aber auch nicht dunkel. Die Scheinwerfer waren dort angebracht worden, wo sie auch den größten Effekt erzielten. Sie schickten ihre Strahlen in verschiedene Richtungen und hellten manch bleiches Gebein auf.

In einer Ecke stand das Skelett eines Krokodils. Das Reptil hatte sein Maul weit aufgerissen, als wolle es den Betrachter verschlingen. Das größte Regal mit den Totenschädeln befand sich hinter der breiten Theke.

Killing Star holte einen Schädel hervor, wog ihn auf der Handfläche und warf ihn hoch, bevor er ihn wieder auffing. »Das ist ein Ding«, sagte er. »Wunderbar.«

»Stell ihn wieder weg!«

»Klar doch.«

Killing Star ging weiter, streichelte ein Skelett und sprach mit ihm, als wäre es ein Mensch. Dann zog er einige Schubladen hinter der

Theke auf, schaute kurz hinein und schob sie wieder zu.

»Was gibt's denn da zu sehen?« fragte Blue Boy.

»Knochen, was sonst?«

»Kleinere, wie?«

»Ja.« Killing Star drehte sich um wie ein Tänzer auf der Bühne und ließ den Arm vorschnellen. »Wo ist Tommy, der Knochensammler? Warum zeigt er sich nicht? Weiß er nichts von uns?« Killing Star lachte. »Ich glaube, wir waren zu sanft.«

»Was hast du vor?«

Killing Star packte eins der von der Decke herabhängenden Skelette. Er brauchte das Band nur aus dem Haken zu schieben, dann hatte er es frei. »Ich werde aus diesem Yippie hier Knochensalat machen, verstehst du?«

»Lass es sein.«

»Wieso? Tommy hat uns nicht gehört. Dabei weiß er, dass wir kommen. Wir haben ihn doch angerufen...«

»Ja, lass es besser sein...«

Killing Star zuckte zusammen. Nicht Blue Boy hatte ihn angesprochen, es war eine andere Stimme gewesen, und den Sprecher sah er leider nicht.

Blue Boy Jackson drehte sich. Killing Star aber ließ das Skelett nicht los.

»Wo bist du, Partner? Los, du Penner, zeig dich! Sonst mache ich wirklich Knochensalat aus ihm.«

»Das würdest du nicht überleben!«

Killing Star lauschte dem letzten Satz, bekam runde Augen und fing an zu lachen. Es hörte sich an wie das Wiehern eines Pferdes. »Ein Komiker, Blue Boy. Wir haben es hier mit einem Komiker zu tun. Wie toll.«

Blue Boy schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Partner. Das ist kein Komiker.«

Killing Stars Lachen verklang. »Nicht?«

»Dein Freund hat recht, Bruder. Ich habe mit Komik nicht viel im Sinn.«

»Nenn mich nicht Bruder. Das dürfen nur Nigger!«

»Schau nach links, Lockenkopf. Richte deine Glotzer auf den Vorhang, dann wirst du etwas sehen.«

Killing Star war viel zu neugierig, um dem Befehl nicht Folge zu leisten. Er drehte seinen Kopf und sah den Vorhang, der aussah wie eine gekräuselte Wand, weil er sich nicht bewegte und seine Falten starr nach unten hingen. In der Mitte klaffte ein schmaler Spalt auf, erst bei genauem Hinsehen zu erkennen. Und dort sah Killing Star auch das runde Loch hervorschauen. Es war deshalb zu sehen, weil der Reflex eines Lichtstrahls geradewegs darauf fiel.

Killing Star wurde ruhiger. »Hast du eine Kanone, Tommy?« fragte er mit säuselnd klingender Stimme.

»Nein.«

»Dann bist du ein Bluffer!«

»Im Gegenteil, Bruder. Kennst du ein Blasrohr? Man kann es mit Giftpfeilen laden, die Spitzen werden in Curare getaucht. Du hast davon bestimmt gehört. Wenn dich so ein Pfeil erwischt, machst du die große Flatter. Das dauert oft nur Sekunden. Es kommt auf die Dosis an.«

»Und du hast das Blasrohr?« Killing Star fragte es und bekam dabei eine leicht belegte Stimme.

»Und ob!«

Auch Blue Boy bewegte sich nicht. Er glaubte daran. Dieser Tommy hatte es bestimmt nicht nötig zu bluffen. Zudem sah auch er dieses runde Loch und bekam eine leichte Gänsehaut.

»Also, was ist?« fragte die Stimme hinter dem Vorhang. »Wollen wir uns friedlich unterhalten?«

Killing Star gab klein bei. »Meinetwegen.«

»Dann lass meinen Freund los.«

»Ist schon klar.« Er löste seine Hände und trat auch einen Schritt zurück.

»Ja, so ist es gut.« Die Falten des Vorhangs gerieten in Bewegung, der Spalt vergrößerte sich, und aus dem entstandenen Zwischenraum trat derjenige, dem der Laden gehörte.

Tommy Moore!

In der rechten Hand trug er das Blasrohr. Er hatte es leicht gekippt, aber seine hintere Öffnung befand sich noch immer nahe des Mundes, so dass er es blitzschnell einsetzen konnte. Ansonsten hätte er auch zu harmlos ausgesehen.

Tommy war ein schmaler Typ. Man konnte für ihn den Ausdruck schmächtig einsetzen. Die Schultern fielen ziemlich stark ab, sein Kopf, der zum Haaransatz hin breiter wurde, wirkte deshalb noch größer. Tommy hatte ein rundes Gesicht, braunes Haar, das in der Mitte gescheitelt war und an den Seiten die Ohren berührte. Er lächelte breit, aber die Augen hinter den Gläsern der Goldrandbrille lächelten nicht. Über dem dünnen, dunklen Pullover trug er eine ärmellose Weste aus Fell. Die Jeanshose sah schon ziemlich alt aus und glänzte bleich. Killing Star entspannte sich. »Du bist Tommy.«

»Ja.«

»Und dir gehört der Laden?«

»Sicher. Auch sein Inhalt.«

»Mann, bist du verrückt?«

»Das kommt darauf an.«

»Das kommt darauf an. Ich würde es eher von euch behaupten.«

Tommy grinste noch breiter. »Aber ihr seid gekommen, um zu kaufen. Ich kann euch Mäuseknochen für acht Dollar anbieten oder einen Bärenschädel für 140 Dollar. Der Affenkopf kostet nur 70 Dollar und...«

»Und die Skelette?« fragte Blue Boy Jackson.

»Darüber lässt sich handeln. Ich setze es normalerweise mit 250 Dollar an.«

»Das ist Wucher!«

»Nein, überhaupt nicht. Was glaubt ihr, welche Schwierigkeiten es macht, an dieses Zeug heranzukommen! Ich muss mich immer sehr anstrengen, versteht ihr? Inzwischen importiere ich die Knochen sogar. Im Moment bekomme ich sie aus London geschickt. Wenn ich sie einmal fertig präpariert habe, werden sie noch teurer, die Menschen, meine ich. Wenn ihr jetzt kauft, kommt ihr noch in den Genuss der alten Preise. In einem Monat sieht das anders aus.«

Killing Star und Blue Boy schauten sich an und hoben beide zugleich die Schultern.

Tommy ging hinter die Theke und stellte sich neben die alte Registrierkasse, die er von einem Trödler gekauft hatte.

»Habe ich euch jetzt geschockt?«

Killing Star hatte sich wieder gefangen und schüttelte den Kopf.
»Bruder, uns kann niemand schocken, auch du nicht. Wir sind schließlich zu dir gekommen, um etwas zu kaufen.«

»Die Preise kennt ihr.«

Blue Boy Jackson übernahm jetzt die Initiative. Er drehte sich um und stützte seine Hände auf die Verkaufstheke. »Wir wollen aber von dir etwas Bestimmtes kaufen, Tommy.«

»Dafür bin ich da.«

»Einen Schädel.«

»Sie stehen hinter mir.«

»Nein, Bruder.« Blue Boy schaute den anderen aus seinen traurigen Augen direkt an. »So ist das nicht. Wir wollen nämlich was Bestimmtes kaufen. Einen bestimmten Schädel, verstehst du?«

»Fast.«

»Den hast du vielleicht.«

»Sag's endlich.«

»Wir wollen einen Vampirschädel!«

Tommy schwieg. Er war tatsächlich überrascht und musste die Worte erst verdauen.

»Hast du verstanden, Bleichgesicht?« meldete sich Killing Star.

»Ja, Nigger, habe ich.«

»Sag nicht Nigger!«

»Hör endlich auf!« Tommy lächelte nicht mehr. Er kam wieder zum Thema. »Ihr wollt einen Vampirschädel?« hakte er lauernd nach.

»Ja.«

»Und ich soll ihn besorgen?«

Blue Boy spitzte die Lippen. »Glaubst du etwa nicht an Vampire, Tommy?«

»Es fällt mir schwer. Gesehen habe ich noch keinen, aber das könnte sich ändern.«

»Dann glaubst du daran?«

Tommy hob die Schultern und schaute zu Boden. »Ihr wisst, woher ich stamme?«

»Aus England.«

»Ja, aus dem klassischen Land der Vampire. Meine Freunde sind dort und besorgen mir neue Gebeine. Ich berichtete euch davon. Morgen wollte ich fliegen.«

»Dann bring doch den Schädel mit.«

»Von einem Vampir?«

»So ist es, Bruder«, sagte Killing Star. »Und wo soll ich den finden?«

»Wer aus England kommt, wird sich auch mit Vampiren auskennen. Oder denkst du da anders?«

»Nicht unbedingt.« Tommy malte mit dem linken Zeigefinger Kringel auf die Thekenplatte. Sein Blasrohr hatte er inzwischen zur Seite gestellt.

»Was wollt ihr denn geben?«

»Das kommt auf dich an. Was verlangst du?«

Tommy lächelte wieder. »Es wird nicht ganz einfach sein, einen Vampirschädel zu besorgen.«

»Weißt du denn, wo du einen finden kannst?«

»Möglichlicherweise.«

»Dann hol ihn einfach her. Uns ist der Spaß einiges wert. Sagen wir tausend Dollar.« Tommy Moore überlegte. »Für die Mühe ist das nicht viel. Ich müsste mich schon umsehen.«

»Halte sie vor den Spiegel, dann sind es zweitausend«, sagte Killing Star und grinste. »Witzig.«

»Bin ich immer.«

Blue Boy Jackson kam wieder auf das Thema. »Was ist nun, Tommy? Kannst du einen Schädel besorgen?«

»Ich müsste mir Mühe geben und erst Erkundigungen einziehen, wo er begraben sein könnte.«

»Tu das!«

Moore hob die schmalen Schultern. »Gesetzt den Fall, ich schaffe es wirklich, euch den Schädel zu besorgen. Was habt ihr damit vor? Ihr wollt ihn doch sicherlich nicht nur zum Spaß haben, oder?«

Killing Star strich über beide Wangen. »Wir lieben Vampire«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Wir wollen sie haben, wir wollen das Blut. Wir werden selbst zu Vampiren.«

Tommy schaute sehr ernst. »Es gibt Dinge, damit sollte man nicht spaßen. Vampire gehören dazu.«

»He, du glaubst daran?«

»Ja.«

»Dann bist du der richtige Partner für uns. Aber eins sag ich dir. Versuche nicht, uns zu bescheißen.« Killing Star hielt plötzlich sein Messer in der Hand und ließ die Klinge aus dem Griff zucken. »Wenn das geschieht, ergeht es dir dreckig. Da kennen wir nichts.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Blue Boy Jackson schüttelte plötzlich den Kopf. »Ich traue ihm nicht, Bruder.«

»Wieso?«

»Der will uns reinlegen. London ist von New York weit entfernt. Auf dieser Strecke kann er es sich noch zehnmal überlegen.«

Blue Boys Augen bekamen einen noch traurigeren Ausdruck. »Was willst du denn machen?«

Der Schwarze grinste scharf. »Mitmischen beim Knochen-Poker.«

Tommy lachte, wurde schnell wieder ernst, als Killing Star sagte: »Wir werden mitfliegen, Freund. Das ist alles. In der Maschine sind sicherlich noch zwei Plätze frei. Und wenn nicht, setzen wir uns eben auf die Tragflächen.«

Tommy war sprachlos. »Ihr seid verrückt!« Er lachte. »Das ist nicht drin.«

»Oh doch. Wir mögen es nämlich nicht, wenn man uns reinlegen will.«

»Habe ich etwas davon gesagt?«

Killing Star ließ die Klinge wieder in den Schaft fahren. »Das nicht, aber ich spüre es.«

»Ihr seid verrückt!« stellte Tommy fest.

Killing Star legte einen kurzen Tanz auf dem Fleck hin. »Yeah, wer in dieser verdammt Stadt ist nicht verrückt? Wer? Sag es, Tommy. Los, mach dein Maul auf!«

»Spiel hier nicht den Clown.«

»Aber wir fliegen mit. London soll irre sein, habe ich gehört. Super, weißt du?«

»Ja, ich hörte davon.«

»Ach, vergiss es. Wir werden dir helfen, die Knochen auszubuddeln. Ich wollte schon immer mal Totengräber spielen.«

»Und was ist mit dem Schädel?« fragte Tommy.

»Den holen wir uns auch, verlass dich drauf.«

Tommy nickte. Er lächelte dabei schmal. »Was ist, wenn ihr ihn gefunden habt?«

Killing Star riss den Mund auf und zeigte sein Gebiss. »Dann werden wir zu Vampiren und ernähren uns von Blut.« Er fing an zu lachen und rieb seine Hände.

Tommy Moore lachte nicht mit. Er schaute sehr nachdenklich auf die von der Decke hängenden Skelette. Dabei sah er aus, als wüsste er mehr, sogar viel mehr...

Als Kinder hatten wir früher Indianer gespielt und es ähnlich gemacht. Hinter Büschen versteckt und abgewartet, bis sich der böse Feind näherte und angreifen wollte.

Auch an diesem etwas kühlen Abend kam ich mir vor, wie in meine Kindheit versetzt, nur dass ich nicht Indianer spielte, sondern einen Auftrag hatte, der mich auf das Gelände eines kleinen Friedhofs führte, wo seit einigen Wochen Dinge vorgingen, die wir einfach nicht hinnehmen konnten, weil sie strafbar waren.

Es wurden Gräber geschändet!

Einfach aufgebrochen und die Knochen der Toten herausgeholt. Es gibt Leute, die alles sammeln, aber Knochen von Toten, das war schon etwas zu außergewöhnlich und ein Vorgang, um den Suko und ich uns kümmern sollten.

Wir hatten die Sache lange vor uns hergeschoben. Zum Glück waren andere Fälle dazwischengekommen mit einer höheren Dringlichkeitsstufe, dann war es Sir James leid gewesen und hatte uns praktisch abkommandiert. Und nun waren wir gekommen, um uns die zweite Nacht um die Ohren zu schlagen.

Suko befand sich am Eingang des Friedhofs, ich zwischen den Gräbern. Über Walkie-Talkie standen wir miteinander in Verbindung. Wir hätten uns gegenseitig Lieder vorsingen können, denn passiert war bisher nichts.

Ich hockte auf einem Stein. Er ragte wie eine Zunge aus einem künstlich angelegten Hang hervor. Zu den Gräbern hin deckten mich die sperrigen Zweige der noch kahlen Büsche. Ich schaute auf die Rückseite einer großen Familiengruft, die noch nicht geplündert worden war. Dafür aber die beiden Gräber links daneben. Wir gingen davon aus, dass sich die Grabschänder irgendwann einmal zeigen würden, um sich die Gruft vorzunehmen.

Es ist nicht jedermann's Sache, in der Nacht auf einem Friedhof zu hocken. Ich spürte zwar keine Angst, komisch war mir doch zumute, wenn der Wind über das Gelände strich, die Büsche bewegte und ein in der Nähe oben im Baum hockendes Käuzchen seine klagenden Rufe ausstieß, als wollte es die Toten mit seinem unheimlich klingenden Gesang aus ihren Gräbern hervorlocken.

Wenn es einmal nicht mehr schrie, passte der Begriff Grabesstille sehr gut. Dann hörte ich nur meinen eigenen Atem.

Mitternacht war schon vorbei. Getan hatte sich bisher nichts. Suko und ich hatten den Auftrag, bis zur vierten Morgenstunde auszuharren. Dann konnten wir nach Hause fahren, bis zum Mittag schlafen und anschließend ins Büro gehen. Ein blöder Dienst.

Ich hatte zwar eine dicke Hose übergestreift, dennoch drang die Kälte des Steins durch den Stoff. Auch waren meine Beine vorn langen Sitzen steif geworden. Hin und wieder streckte ich sie aus und vernahm dabei leise, knackende Geräusche.

Ja, die Knochen wurden allmählich morsch und fingen an zu klappern. Nur hin und wieder hörte ich einen in der Nähe vorbeifahrenden Wagen. Über die Mauer des kleinen Friedhofs drang jedesmal ein Rauschen, das schnell wieder verklang.

Es brannte kein Licht auf dem Gelände. Begraben wurde hier niemand mehr. Die Stadt hatte sich auch nicht entschließen können, das Gelände zu einem kleinen Park umzufunktionieren, so verwilderte der Friedhof allmählich. Das Unkraut konnte wachsen

und wachsen. An einigen Stellen hatte es bereits Grabsteinhöhe angenommen. Die kleine Leichenhalle war schon vor Jahren abgerissen worden. Wo sie gestanden hatte, befand sich jetzt ein mit Unkraut bewachsener leerer Platz.

Suko meldete sich nach dem sanften Piepton. »Wie fühlst du dich?« fragte er.

»Du mich auch.«

Mein Partner lachte. »Nimm's nicht so tragisch. Wolltest du dir nicht von Glenda Kaffee mitgeben lassen?«

»Das habe ich vergessen.«

»Dann zittere mal weiter.«

»Hast du sonst etwas Außergewöhnliches bemerkt?«

»Nein, nichts. Still ruht der See. Keiner hat Interesse daran, den Friedhof zu betreten.«

»Nur wir sind so blöd. Bis später mal.« Ich ließ das Gerät wieder verschwinden und steckte mir eine Zigarette an. Die Glut verbarg ich in der hohlen Hand. Zwar würde man den Rauch riechen können, aber was machte das schon? Ich war echt sauer, dass wir auf ein paar Knochenklauer lauern mussten.

Allerdings bestand der Verdacht, dass die Diebe ihre Beute für andere Dinge verwendeten. Für Schwarze Messen zum Beispiel. Teufelsbeschwörungen und Hexensabbate bekamen ebenfalls einen schaurigen Touch, wenn Menschenknochen auf den Altären lagen oder ihre Geometrie in den magischen Kreisen fanden.

Es konnte also schon sein, dass uns die Grabräuber auf die Spur einer solchen Gruppe führten, wenn wir sie fassten. Noch kamen sie nicht. Zehn Minuten nach Mitternacht trat ich die Glut aus und reckte mich. Der Wind hatte zugenommen und die Leinentücher vertrieben. So waren mir die Dunstfelder vorgekommen, die über den Gräbern gehangen hatten.

Glücklicherweise regnete es nicht, auch wenn sich am Himmel

dunkle Wolken türmten und allmählich in Richtung Osten trieben, wobei sie eine zusammenhängende Masse bildeten.

Wieder schrie das Käuzchen. Klagend, unheimlich... Es war, als wollte es für die Toten einen bestimmten Gesang anstimmen. Zum erstenmal sah ich es auch. Über mir huschte der Schatten hinweg. Ich schaute dem Vogel nach, der in der Dunkelheit verschwand. Weshalb hatte er seinen Platz verlassen? War er durch irgendein Ereignis aufgescheucht worden?

Die Gräber gaben mir keine Antwort. Stumm schauten die verschiedenen Steine aus dem Boden. Die meisten waren verwittert, so dass man die Initialen nicht mehr lesen konnte. Dann hörte ich doch etwas, das einfach nicht in die Stille der Nacht hineinpasste. Wispernde Laute, knackende Geräusche, mal ein Rascheln, als würde sich jemand besonders vorsichtig bewegen, aber zu sehen war niemand. Ich stellte mich nicht hin. Zunächst sondierte ich die Richtung, aus der ich die Geräusche vernommen hatte. Das war rechts von mir. Dort befand sich auch der Weg. Er teilte die Reihen der Gräber in zwei Hälften. Jemand, der diese Strecke nahm, wurde von beiden Seiten gut gedeckt.

Auch ich sah den oder die Personen noch nicht, war aber sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Dann schwang eine etwas rauh klingende Männerstimme zu mir herüber. Ein Husten folgte.

»Das hier.« Noch mal das Husten.

Etwas klingte. »Verdammtd, das ist gefährlich. Wir haben hier schon ziemlich viel abgeräumt.«

»Ist heute das letzte Mal.«

Ich duckte mich noch tiefer und holte das schmale Gerät hervor. Als ich es einschaltete, piepte es bei Suko. »Okay, Partner, sie sind jetzt da.«

»Wo?«

»Direkt bei mir«, wisperte ich. »Ich brauche nur den Hang

hinunterzuspringen, dann habe ich sie.«

»Willst du das?«

»Noch nicht.«

»Okay, ich komme, schlage aber einen Bogen. Warte noch fünf bis zehn Minuten.«

»Mal sehen.«

»Bis später dann.« Suko schaltete sein Gerät aus.

Ich steckte meines auch weg, da passierte es! Mit einem plötzlich eingeschalteten Scheinwerferstrahl hätte ich nie gerechnet, aber es passierte nun mal, und die breite Lichtlanze fand ihren Weg durch die Zweige der Büsche, strahlte mich an, und ich wurde für einen Augenblick geblendet.

Der Lampenträger reagierte sofort. Ich hörte seine rauhe Stimme.

»Verdamm, da ist jemand!«

Dann knackten Zweige, als ein schwerer Körper durch die Büsche brach und auf mich zurannte. Ich war natürlich aufgesprungen und hatte mich aus dem Lichtschein weggedreht, aber das Pech klebte mir buchstäblich an den Füßen.

Vor mir befand sich der schräge Hang. Er war zudem feucht und entsprechend rutschig. Das merkte ich in dem Augenblick, als ich einen unfreiwilligen Spagat machte und mein rechtes Bein immer länger wurde. Das kam natürlich meinem Gegner gelegen. Er erwischte mich in dem Augenblick der Hilflosigkeit mit einem Treffer am Kinn, der in meinem Gehirn einiges durcheinander brachte, so dass ich zusätzlich die Engel singen hörte. Für mich war zwar keine Sendepause, aber ich bezeichnete mich selbst als ziemlich angeschlagen. Obwohl ich die Augen weit aufgerissen hatte, konnte ich nichts sehen. Dicht vor mir verschwammen die Umrisse. Die Büsche begannen zu tanzen, dazwischen entdeckte ich einen helleren Fleck, das Gesicht des Schlägers. Dann packten kräftige Hände zu, hievten mich erst hoch und schleiften mich den Hang

hinab.

»Ich habe ihn!«

»Gut, leg ihn her!«

Wenig später wurde ich auf den Rücken geworfen. Die Erde unter mir war weich und mit glitschigen Blättern bedeckt. Jemand leuchtete mir ins Gesicht.

»Kennst du ihn?«

»Nein, nie gesehen!«

»Der hat auf uns gewartet.«

»Kann sein.«

»Ich untersuche ihn.«

Ein Schatten verdeckte den Lichtstrahl. Ich öffnete die Augen spaltbreit und erkannte ein Gesicht. Es befand sich schon sehr nahe vor dem meinen. Eine leichte Ginfahne wehte mir aus dem Mund mit den dicken Lippen entgegen. Der Kerl sah aus wie ein Schläger aus finsterner Londoner Hafengegend, und er war sich seiner Sache sehr sicher, da er keinerlei Anstalten traf, mich besonders zu beobachten. Um so besser. Dass ich das rechte Bein anzog und anwinkelte, bekam er nicht mit. Einen Moment später aber verzerrte sich sein Gesicht. Da er von meinem Knie verdammt empfindlich getroffen wurde, gab er einen grunzenden Laut von sich, schwang hoch, hielt sich noch auf den Beinen und wankte unsicher zurück. Eine Hand hielt er in Höhe seiner Gürtelschnalle gegen den Magen gepresst. Er schüttelte den Kopf, als hätte ich ihn mit Wasser begossen.

Ich stand auf. Das war nicht so einfach denn in meinem Kopf drehte sich noch einiges. Ich war einfach zu langsam, um dem Angriff des zweiten Kerls noch ausweichen zu können.

Er hielt den Kopf gesenkt, rannte auf mich zu, erwischte mich auch, so dass wir beide nach hinten segelten. Mit dem Rücken krachte ich gegen den hohen Grabstein, was auch nicht angenehm war, ebenso wenig wie das Trommelfeuer von Schlägen, das der Kerl auf meine

Rippen setzte. Bis ich wieder mit dem Knie durchkam. Das verkraftete er schlecht. Er stellte sich vor mich hin, würgte einen Fluch hervor und musste dann, weil er so schön deckungslos stand, meine Handkante nehmen. Eine Sekunde später lag er dort, wo ich zuvor meinen Platz gefunden hatte, quer über dem Grab.

Sein Kumpan lag ebenfalls am Boden und rührte sich nicht. Neben ihm wuchs ein Schatten hoch. Es war mein Freund Suko, der dem Grabräuber bereits ein Paar Handschellen verpasst hatte, so dass von ihm keine Gefahr mehr drohte.

»Gut gemacht«, sagte ich keuchend.

»Im Gegensatz zu dir, Alter. Ich habe das Gefühl, dass du langsam nachlässt.«

Ich betastete mein schmerzendes Kinn. »Manchmal kommt es eben knüppeldick.«

»Pack dir den anderen, John. Ich habe keine Lust mehr.«

»Ich auch nicht.« Der von mir durch einen Handkantenschlag ins Reich der Träume geschickte Grabräuber bekam ebenfalls Handschellen verpasst. Suko wuchtete ihn sich über die Schulter. Der erste Kerl konnte allein laufen.

Die Geräte wie Hacken, Schaufeln und Spaten ließen wir zurück. Sie konnten später abgeholt werden.

Ich schritt neben Schläger Nummer eins her, der hin und wieder ausspie, auch mal das Gesicht verzog oder den Kopf schüttelte, als könnte er das alles nicht fassen.

Die beiden Kerle sahen mir so aus, als gehörten sie der Gruppe Menschen an, die zwar einen eigenen Willen besaßen, aber nicht in der Lage waren, irgendwelche Dinge in die Tat umzusetzen. Sie brauchten stets jemand, der ihnen Befehle gab. Noch spielten sie den stummen Fisch und wollten nicht einmal ihren Namen sagen, denn der Bewusstlose war mittlerweile auch wieder erwacht. Wir hatten auch den Ausgang des Friedhofs erreicht, wo dicht hinter dem Tor

unser Rover parkte. Auf dem Rücksitz fanden beide Platz. Jeweils einen Kreis der Fesseln schloss ich um die Haltegriffe. Bevor ich die Tür zuschlagen konnte, fragte der Hafenschläger: »Seid ihr eigentlich Bullen?«

Ich lächelte. »Ja.«

»Scheiße!« Er verzog das Gesicht.

»Und wir haben sogar auf euch gewartet.« Ich stieg an der Fahrerseite ein. »Wir haben aber nichts getan, verdammt. Ihr könnt uns nicht einfach einsperren.«

»Wirklich nicht, Freunde? Denkt mal daran, dass ihr uns angegriffen habt.«

»Da wussten wir nicht...« Er merkte selbst, dass seine Ausrede lahm klang. Dann schwieg er.

Suko sagte: »John, du beschmutzt mit deiner Kleidung das Eigentum des Staates.«

»Was meinst du, wie egal mir das ist! Lieber schmutzige Kleidung als eine schmutzige Seele.«

Mein Freund lachte. »Wobei du wohl beides hast oder?«

Wir hatten die beiden Gefangenen in ein Vernehmungszimmer gebracht, Stühle geholt und sie vor uns hingesetzt. Zwischen uns befand sich nur ein Schreibtisch. Suko hockte auf einem Stuhl, ich hatte auf der Kante meinen Platz gefunden. Im Waschraum hatte ich meine Kleidung notdürftig gereinigt.

Das Büro war ebenso nüchtern eingerichtet wie die Fragen, die hier gestellt wurden. Wir kannten inzwischen die Personalien der Männer. Der Hafenschläger, ein aschblonder Kerl mit halblangen Haaren, hieß Tony Lecci. Sein Kumpan, um einen halben Kopf größer und schmäler in den Schultern, hörte auf den Namen Walter Slade. Sie hatten von uns Kaffee bekommen und die Becher bereits geleert. Die Handschellen hatten wir ihnen nicht abgenommen.

Lecci war der mit dem größeren Mundwerk. »Was wollt ihr eigentlich von uns? Ihr hättest nichts anderes getan, wenn euch auf dem Friedhof in stockdunkler Nacht zwei komische Gestalten begegnet wären. Das war reine Notwehr von uns, und zwar...«

Ich schaute ihn nur an und schüttelte dabei leicht den Kopf. Lecci verstummte.

»Sie sollten sich andere Ausreden einfallen lassen«, sagte Suko und kam zur Sache. »Da Sie mit einigen Gerätschaften dem Friedhof einen Besuch abgestattet haben, gehe ich davon aus, dass Sie Gräber öffnen wollten.«

»Niemals!« behauptete Lecci, und sein Kumpan stimmte ihm zu.

»Dann habt ihr auch nicht die anderen Gräber aufgewühlt?«

»Wie kämen wir dazu?«

»Wetten, dass wir euch das beweisen können?« sagte ich. »Wir brauchen die Schaufeln und Hacken in unserem Labor nur untersuchen zu lassen. Da finden wir genügend Spuren.«

»Dann macht das doch.«

»Das dauert etwas, Mr. Lecci. So lange werdet ihr beim Yard einsitzen. Anschließend, wenn die Beweise vorliegen, können wir Anklage erheben. Grabschändung ist zwar kein allzu großes Verbrechen, aber auch kein Kavaliersdelikt. Besonders dann nicht, wenn die entnommenen Gebeine noch verwendet werden.«

»Wer sagt das denn?«

»Aber Mr. Lecci! Sammeln Sie etwa Gebeine?«

»Nein, ich...«

»An wen haben Sie die Knochen gegeben?«

So gesprächig er sich auch gezeigt hatte, jetzt senkte er den Kopf und knetete seine kräftigen Hände. »Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Suko wandte sich an Slade. »Sind Sie auch so dumm wie Ihr Freund, Mister?«

»Wieso denn?«

»Mensch, machen Sie den Mund auf! Das ist besser. Wir könnten etwas für euch tun.«

»Du hältst dein Maul, Walter!«

Slade nickte und schaute demonstrativ gegen die Wand. Wir versuchten es noch eine weitere halbe Stunde, aber die beiden sagten einfach nichts mehr. Dann waren Suko und ich es leid. Von den uniformierten Kollegen ließen wir sie abführen und in eine Zelle stecken.

»Ich... ich will meinen Anwalt sprechen!« rief Lecci noch an der Tür und sah mein Nicken. »Bitte, Sie können ihn anrufen. Wie heißt er denn?«

Mit dieser Antwort hatte Lecci nicht gerechnet. »Ach, verdammt, du kannst mich mal.«

»Darauf verzichte ich.«

Als sich die Tür hinter den beiden geschlossen hatte, stand ich auf und reckte mich. »Was hast du vor?« fragte Suko.

»Nach Hause fahren, mich ins Bett legen und den beiden morgen früh neue Fragen stellen.«

»Einverstanden. Ich habe auch keine Lust, die restlichen Stunden hier zu verbringen.«

Ich hinterließ Sir James noch eine Notiz und sorgte auch dafür, dass Kollegen die Geräte der beiden abholten. Wir hatten die Namen inzwischen überprüfen lassen. Beide waren nicht registriert und demnach auch nicht vorbestraft. Anschließend fuhren wir durch in Richtung Hochhaus.

»Was hältst du von den beiden?« fragte Suko.

»Schwer zu sagen. Jedenfalls haben sie in einem Auftrag gehandelt.«

»Und wer ist der Unbekannte?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls müssen sie Angst vor ihm haben, sonst

hätten sie den Mund aufgemacht.«

»So siehst du das.«

»Du nicht?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht haben sie auch nur einfach ein verrücktes Hobby oder ticken nicht richtig.«

»Das werden wir herausfinden.«

»Jedenfalls sind schon mehr Gräber aufgebrochen worden, und wir haben die Gebeine nie gefunden. Wer kann so etwas gebrauchen?«

»Die Geheimbünde, die magischen Zirkel. Hexen, Teufelsanbeter, was weiß ich nicht alles.«

»Ich kann mir schlecht vorstellen, dass die beiden Typen Kontakt zu diesen Gruppen haben.«

»Als Hilfskräfte immer.«

Unser Gespräch versickerte. Wir waren beide müde und froh, unser Ziel erreicht zu haben. Von der Tiefgarage aus fuhren wir hoch zu unseren Wohnungen.

Die Apartments lagen nebeneinander. Auf dem Flur verabschiedeten wir uns.

»Wann morgen?« fragte Suko.

»Eine Stunde später.«

»Abgemacht.«

Die beiden Knaben ließen uns nicht davon. Ich betrat meine Wohnung und schaltete das Licht ein. Plötzlich war ich nicht mehr müde. Den Grund konnte ich nicht so recht fassen. Es war vielleicht eine innere Unruhe. Irgend etwas stimmte mit den beiden Männern nicht. Ich bekam den Eindruck, den Beginn eines roten Fadens in der Hand zu halten, der immer stärker wurde und uns zu einem gefährlichen Ziel führen würde. Beweise dafür gab es nicht, es war einfach die innere Eingebung, die mich so denken ließ.

Um die nötige Bettschwere zu bekommen, wollte ich noch einen Whisky trinken. Mit dem zu einem Drittel gefüllten Glas streckte ich

mich im Sessel aus und dachte weiter nach. Zu einem Ergebnis kam ich nicht. Vor Jahren hatte ich mal einen Fall erlebt, da hatte sich jemand aus Knochen eine Art Burg gebaut, aber damit hatten die beiden sicherlich nichts zu tun.[\[1\]](#)

Als das Telefon läutete, schrak ich zusammen. Es war längst zwei Uhr durch. Wer rief um diese Zeit noch an? Mit einem vorsichtigen »Ja bitte« meldete ich mich und hörte ein scharfes Atmen.

»Bulle, wir holen dich!« Mehr sagte der Anrufer nicht. Ich hörte das Knacken, als er auflegte, und schaute auf meinen Hörer. Bulle, wir holen dich! Über diesen Satz dachte ich nach. Nicht so sehr über die einfachen Worte, mir wollte der Klang der Stimme nicht aus dem Sinn. Da konnte ich noch so müde sein, der Anrufer jedenfalls war kein Engländer gewesen. Er hatte einen bestimmten Dialekt, wie er in den Staaten gesprochen wurde, aber auch dort nicht überall, sondern an der Ostküste, in New York. Ja, das war es. Der Anrufer stammte aus New York.

Die Sache wurde immer mysteriöser. Für mich stand fest, dass der Anruf mit dem hinter uns liegenden Fall zusammenhing. Die beiden Grabräuber besaßen also eine gewisse Rückendeckung. Und mich wollten die Männer holen. Suko vielleicht auch? Das wollte ich genau wissen und läutete nebenan durch. Die Stimme meines Freundes klang verschlafen, veränderte sich aber, als ich Suko von dem Anruf berichtete, der mich erreicht hatte.

»Nein, bei mir hat er sich zurückgehalten.«

»Wie denkst du darüber?«

»Dass uns noch einiges bevorsteht, John. Hat er sehr ernst geklungen?«

»Ja.«

»Dann frage ich mich weiter, woher er deinen Namen und die Adresse hat?«

»Er muss uns beobachtet haben.«

»Also auch auf der Fahrt.«

»Richtig.«

Suko überlegte einen Moment. »Könnte es darauf hinauslaufen, dass wir in der Nacht noch Besuch bekommen?«

»Das wäre möglich.«

»Und wie willst du dich sichern?«

»Überhaupt nicht. Ich lasse alles auf mich zukommen.«

»Dann mach mal und sag Bescheid, wenn es so weit ist.«

»Werde ich. Gute Nacht.«

Um es vorwegzunehmen, in den folgenden Stunden passierte nichts. Ich konnte schlafen. Von der merkwürdigen Stimme träumte ich sogar...

Das Innere des kleinen Zelts wurde von einer Lampe erhellt, die über eine Batterie den nötigen Strom bekam. Der Lichtschein reichte aus, um die Gesichter von Tommy Moore und Blue Boy Jackson zu streifen. Selbst jetzt, als gelbe Funken in den Pupillen tanzten, sahen Blue Boys Augen noch immer traurig aus.

Moore rückte seine Brille zurecht. »Ich habe es mir gedacht. Wir hätten vorsichtiger sein müssen.«

»Dass die Bullen aufmerksam werden, ist doch klar. Irgendwann merken es die Dümmlsten und fragen sich, weshalb einer alte Knochen klaut. Das ist doch Wahnsinn!«

»Nicht für mich.«

Jackson grinste. »Und für uns auch nicht, Tommy. Wir wollten den Vampirschädel, vergiss das nicht.«

»Natürlich.«

Jackson, in den Slums aufgewachsen, hatte einen Instinkt für gewisse Dinge bekommen. »He, deine Antwort hat mir überhaupt nicht gefallen.«

»Was störte dich daran?«

»Der Unterton.«

»Tut mir leid, ich habe keine andere Stimme.«

»Rede doch nicht. Ich habe das Gefühl, du willst uns reinlegen.« Er streckte den Arm aus und hielt Moore am Ellbogen fest. »Denke immer daran, wir, waren es, die den Schädel wollten.«

»Den bekommt ihr auch.«

»Das will ich meinen. Und mach keine Dummheiten, sonst ziehen wir dir das Fell über die Ohren.«

»Keine Sorge. Es geht schon alles glatt. Um die Bullen wolltet ihr euch ja kümmern, nicht wahr?«

»Und ob.«

Sie waren vor zwei Tagen in London eingetroffen und hatten sich sofort einen geländegängigen Wagen gemietet. Mit ihm waren sie losgefahren, hatten sich noch ein Zelt gekauft und campierten außerhalb Londons nicht weit vom Ufer der Themse entfernt. Am nächsten Tag wollten sie wieder zu ihrem Ziel aufbrechen.

Vor einigen Stunden noch waren sie am Friedhof gewesen, um die Helfer zu beobachten. Leider kamen sie zu spät. Sie hatten noch gesehen, wie ihre Leute von zwei Polizisten abgeführt wurden. Die Namen der beiden herauszubekommen, war nicht schwierig gewesen, beim Yard selbst hatte man sie ihnen gesagt, als sie in der kleinen Halle nachfragten und erklärt hatten, am folgenden Morgen wiederzukommen. Sie waren anschließend gefahren. Nur Killing Star wollte den Bullen noch eins draufsetzen, was Tommy Moore überhaupt nicht gefiel. Ihm passte sowieso das meiste nicht. Das behielt er für sich. Noch brauchte er die beiden. Wenn sie erst einmal den Schädel hatten, würde alles anders laufen.

»Woran denkst du jetzt?« fragte Jackson.

Moore hob die Schultern. »An den Schädel.«

»Und er gehört tatsächlich einem Vampir?«

»Ja.«

»Woher weißt du das denn?«

Moore grinste kalt. »Wer in meinem Job tätig ist, muss sich informieren. Besonders über Dinge, die für andere grausam und schaurig sind. Verstehst du?«

»Nein.«

»Nun gut, ich will es dir sagen. Ich sammle auch alte Schriften und studiere sie in meiner Freizeit. Es gibt da eine englische Legende aus dem letzten Jahrhundert. Da hat man einem Vampir tatsächlich den Kopf abgehauen und ihn verscharrt.«

»Den Ort kennst du ja.«

»Klar, wir fahren morgen hin.«

»Und du glaubst, dass der Kopf noch nicht zu Staub zerfallen ist?«

Moore hob die Schultern. »Die Knochen werden bestimmt noch da sein.« Er schob seine Brille wieder zurück. »Andererseits frage ich mich, wieso gerade ihr beide auf die Idee gekommen seid, einen Vampirschädel zu kaufen?«

»Nimm an, dass wir die Geschichte ebenfalls kennen.«

Tommy Moore schüttelte den Kopf. »Das glaube ich dir nicht. Nein, es hatte einen anderen Grund.«

»Vielleicht ein Spaß.«

»Aber ein schlechter.«

»Wieso?«

Moore stand auf. Sein Gesicht war sehr ernst. »Weil man mit diesen Dingen nicht spielt, verstehst du?«

Blue Boy Jackson lachte. »Hast du Angst?«

»Ich nicht.« Moore hob die Schultern. »Wer sich jedoch in Gefahr begibt, kommt darin um.«

»Dann würde ich an deiner Stelle aufpassen.«

»Ich ja.« Moore, der nur gebückt stehen konnte, verließ das Zelt. Er hatte zuvor den Eingang aufklappen müssen. Hinter ihm fiel der Stoff wieder zu. Er ging zwei Schritte vor, ehe er stehen blieb und zum

Himmel schaute. Die Nacht gefiel ihm. Wenn die folgende auch so war, konnten sie sich freuen. Es war Vollmond. Sein Silberlicht gab der Umgebung einen besonderen Anstrich.

Sie hatten ihr Zelt am Rande eines kleinen Wäldchens aufgebaut und den Wagen so gestellt, dass er von der normalen Straße nicht gesehen und von den Bäumen gedeckt werden konnte. Der nächste Ort lag ungefähr eine Meile entfernt. Killing Star war hingelaufen, um zu telefonieren. Er wollte dem Bullen noch eins draufsetzen, wie er sich ausgedrückt hatte.

Moore, der nüchterner überlegte, hielt das für Unsinn. Lange würden sie sowieso nicht mehr zusammenbleiben, das stand fest. Dann wollte Moore seinen Weg allein gehen. Noch ahnten die beiden nicht, dass sie ihn mit ihrer Bitte, ihnen einen Vampirschädel zu besorgen, auf eine hervorragende Idee gebracht hatten.

Wenn der Wind über das Land fuhr, bewegte er die weicheren Zweige der Büsche, so dass es dem jungen Mann vorkam, als würden ihm starre Arme zuwinken. Er stellte sich vor, wie es sein würde, wenn er den Schädel erst einmal in New York hatte. Der Gedanke daran war einfach phantastisch. Die gewaltige Stadt konnte ihm allein gehören. Er würde sich zu deren Herrscher aufschwingen.

Dazu brauchte er nur noch den Schädel. Ein hintergrundiges und wissendes Lächeln umspielte den Mund des so harmlos wirkenden Tommy Moore. Er glaubte fest daran, dass das Schicksal auf seiner Seite stand. Hätte es ihm sonst die beiden Typen geschickt, die unbedingt den Schädel eines Vampirs haben wollten?

Moore hatte sich mit diesem Thema zwar nie direkt beschäftigt, aber bei seinem Job blieb es einfach nicht aus, dass er über außergewöhnliche und auch ungewöhnliche Dinge stolperte und deshalb auch alte Bücher las, in denen von Legenden und Sagen berichtet wurde, die sich fast alle auf Europa bezogen.

Er ging vor, um die Straße zu erreichen. Seine Füße schleiften

durch das Gras. Jenseits des grauen Asphaltbandes lagen Weiden. Noch stand kein Vieh darauf. In der Ferne schimmerten vereinzelt noch Lichter. Dort lag das kleine Nest, von dem aus Killing Star unbedingt hatte telefonieren wollen. Gerade er war ein Risiko. Viel zu unbeherrscht, dennoch für Tommys Pläne zu gebrauchen.

Voll wie ein glotzendes, bleichgelbes Auge stand die Scheibe des Erdtrabanten am Himmel. Der Mond wirkte wie aus der grauen Masse herausgeschnitten. Nur wenige Wolken befanden sich in seiner Nähe. Wenn sie sich vor ihn schoben, wirkte es so, als hätte er einen Schleier bekommen.

Das war Vampirwetter.

Tommy schaute nach links. Er hatte Schritte gehört und sah auch die Gestalt über die Straße laufen. Killing Star hatte es eilig. Irgend etwas klemmte unter seinem Arm, das Tommy erst erkannte, als Killing Star vor ihm stehen blieb und dreckig lachte.

»Was hast du denn da? Flaschen?«

»Ja, Whisky.«

Moores Augen weiteten sich. »Und woher hast du das Zeug?«

»Frag doch nicht so blöd. Aus einem Bruch natürlich.«

»Und wenn man dich erwischt hätte?«

Killing Star tätschelte Moores Wange mit seiner freien Hand. »Merk dir eines, Brillenschlange. Mich erwischt niemand. Ich bin Killing Star, der King.«

»Ja, vielleicht in deiner Bude. Aber nicht hier. Wir sind in England. Da herrschen andere Gesetze.«

»Bruch ist Bruch. Hockt Blue Boy noch im Zelt?«

»Ja.«

Killing Star lief hin. Kopfschüttelnd schaute Moore ihm nach. Es wurde Zeit, dass sie den Schädel fanden und er die beiden Kerle loswurde. Bis zur Ruine waren es vielleicht fünfzig Meilen, keine Entfernung. Dann aber begann die Sucherei.

Er ging wieder zurück. Das Lampenlicht zeichnete die Umrisse des Zeltes nach. In der Dunkelheit wirkte es wie eine dreieckige Insel. Moore hörte Killing Stars Lachen. Als er eintrat, schluckten beide.

»He, die dritte Flasche ist für dich!« rief Killing Star.

»Danke, ich verzichte.«

»Bist du was Besseres, du Kacker?«

»Ich möchte morgen nüchtern sein.«

»Das sind wir auch«, sagte Blue Boy Jackson.

Tommy wechselte das Thema. »Du hast doch den Bullen angerufen.«

»Klar.«

»Was hat er gesagt?«

Killing Star lehnte sich zurück und begann wiehernd zu lachen.

»Was der gesagt hat? Nichts, das konnte er gar nicht, aber ich bin sicher, dass er sich vor Angst in die Hosen gemacht hat. Ich kenne doch die Bullen, vor allen Dingen die vornehmen englischen.«

Tommy Moore schaute das Großmaul einige Sekunden lang schweigend und starr an, bevor er sagte: »Wenn du dich da mal nicht täuschst. Nimm das Maul nicht zu voll. Du könntest dich zu leicht verbrennen.« Mit dieser Warnung verließ er das Zelt, um seinen Schlafplatz aufzusuchen. Die Ladefläche des Geländewagens reichte ihm völlig. Die Stimmen und das Lachen seiner beiden Kumpane begleiteten ihn schließlich in den Schlaf.

Sir James Powell nickte. »Gratuliere. Schon in der zweiten Nacht den Erfolg zu haben, finde ich gut.« Er stand in unserem Büro und schaute Suko und mich an. »Dann brauchen Sie die Männer nur zu verhören. Sie werden bestimmt weich.«

»Und die Hintermänner oder der Hintermann weiß ebenfalls schon Bescheid«, sagte ich.

»Ach ja, er rief Sie an. Aber woher wollen Sie wissen, dass es sich

um den Fall handelt, an dem Sie momentan arbeiten?«

»Gefühl, Sir.«

»Dann lassen Sie es sich irgendwann einmal bestätigen.« Unser Chef ging. »Ich höre wieder von Ihnen.«

»Der hat es gut«, murkte Suko. »Möchtest du seinen Job haben?«

»Ja, wenn ich 70 bin.«

»Oder scheintot.«

»Auch das.«

Glenda fragte, ob wir Kaffee wollten.

»Können wir eine Kanne in das Vernehmungszimmer mitnehmen?«

»Wie sieht das aus?«

Ich hob die Schultern. »War ja nur eine Frage. Nein, lass mal. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.« Ich schaute an ihr herab. »Hast du eine neue Hose?«

Sie drehte sich kokett. »Ja, dunkelgraue Jeans.«

»Nicht schlecht, Herr Specht, und prall gefüllt.«

»Schau woanders hin, du Lüstling.«

»Das fällt mir schwer.«

Suko hob die Schultern. »So ist das, Glenda. Je älter er wird, um so schlimmer benimmt er sich. Irgendwann musst du dir noch einen neuen Job suchen, um vor seinen Nachstellungen sicher zu sein.«

Glenda verdrehte in gespielter Verzweiflung die Augen. »Ja, das sehe ich auch so.«

Uns führte der Weg wieder ins Vernehmungszimmer, wo die beiden Männer schon warteten und von einem uniformierten Kollegen bewacht wurden, der sich zurückzog, als wir den Raum betraten. Tony Lecci und Walter Slade sahen ziemlich geknickt und zerknautscht aus. Sie schienen mies geschlafen zu haben, wenn überhaupt.

»Na?« fragte ich. »Haben Sie es sich überlegt?«

»Was denn?« fragte Lecci mit rauher Stimme.

»Ihre Aussage.«

»Wir haben nichts zu sagen.«

»Da sollten Sie Ihre Meinung sehr schnell ändern«, meinte Suko.

»Oder wollen Sie für wen auch immer die Köpfe hinhalten? Die Person, die Ihnen den Auftrag gegeben hat, wird Sie nicht schützen können, das sollte Ihnen doch klar sein.«

Lecci hob nur die Schulter, während sein Kumpan Slade zu Boden starnte.

»Ihr könnt uns gar nicht festhalten«, sagte Lecci plötzlich. Seine Stimme hatte einen trotzigen Unterton bekommen.

»Doch!« widersprach ich. »Sie haben uns angegriffen. Das kostet immer etwas. Ich sagte Ihnen schon in der Nacht, dass Sie schlecht aussehen werden, wenn wir Ihnen beweisen, dass Sie die Grabräuber sind. Da kommen Sie schlecht raus.«

Lecci dachte wieder nach. Er knetete seine Wangen, fuhr durch sein Haar und auch über den Bart, der sein Gesicht wie ein Stoppelfeld bedeckte. Schließlich atmete er tief ein. »Was wäre für uns drin?«

»Zumindest könnten wir einiges vergessen.«

»Was denn?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Der Angriff auf uns würde in der Schublade verschwinden. Vorbestraft sind Sie nicht. Was die Grabräuberei angeht, so könnten wir uns dahingehend äußern, dass Sie uns kräftig bei der Auflösung des Falles geholfen haben.«

»Hört sich nicht schlecht an!« meldete sich Walter Slade. »Ich traue den Bullen nicht.«

»Sind Ihre Erfahrungen so schlecht gewesen? Oder sind es einfach übernommene Vorurteile?«

»Weiß nicht.«

»Ach«, sagte ich. »Da wäre noch etwas. Man hat noch in der Nacht angerufen und mich gewarnt. Es war eine regelrechte Drohung. Dagegen bin ich empfindlich.«

»Wir haben damit nichts zu tun«, sagte Lecci schnell.

»Ich weiß, aber mir wurde klar, dass hinter dem Fall mehr steckt, als Sie beide vielleicht denken, weil Sie ja nur Mitläufer sind. Sie verstehen, nicht wahr? Es ist Ihre einzige Chance, noch ziemlich ungeschoren davonzukommen.«

»Ja, sag's ihm«, meinte Slade. »Ihr Freund ist vernünftiger.«

Tony Lecci nickte schließlich. »Gut, ich werde es Ihnen sagen. Es ist sowieso egal. Wir beide sind arbeitslos. Jeden Morgen gehen wir los und suchen uns einen Job im Hafen. Mal kriegen wir was, mal nicht. Eines Tages sprach uns jemand an. Ein Exporteur. Er brachte uns in eine Kneipe und fragte, ob wir auch schweigen könnten, wenn wir einen bestimmten Job übernehmen würden. Okay, wir waren blank und sagten zu. Erst dachten wir ja, es wäre was mit Rauschgift und so. Irrtum, wir sollten Gräber aufbrechen und Knochen hervorholen. Die bekam er dann und schickte sie weg.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung.«

»Wie heißt der Mann?«

»Leonard Osborne.«

Ich schaute Suko an, er mich. Beide hoben wir die Schultern. Uns sagte der Namen nichts. »Wo wohnt er?«

»Der hat seinen Laden im Hafen, glaube ich.«

»Okay, fahren wir hin.«

»Und was geschieht mit uns? Lassen Sie uns jetzt frei?«

Ich lächelte. »Noch nicht. Wir werden Ihre Angaben erst überprüfen. Haben Sie einen festen Wohnsitz?«

»Ja.«

»Das ist günstig.« Ich rief den Beamten herein, der vor der Tür gewartet hatte. »Sie können die beiden wieder abführen.«

»Geht in Ordnung, Sir.« Wie zwei geprügelte Hunde schllichen sie davon.

Suko fragte: »Glaubst du, dass dieser Leonard Osborne der Anrufer gewesen ist?«

»Dann müsste er Amerikaner sein.«

»Vielleicht ist er das.«

»Wir werden sehen, komm.«

Ins Büro zurückgekehrt, hatte Glenda für uns einen frischen Kaffee zubereitet. »Na, Erfolg gehabt?« fragte sie.

»Ja, die beiden haben geredet.«

»Und?«

»Mal sehen, was dabei herausgekommen ist. Jedenfalls haben wir jetzt einen Namen. Leonard Osborne, ein Spediteur. Könntest du seine Adresse heraussuchen?«

»Mach ich.«

Wir tranken den Kaffee. Glenda gab uns die Anschrift und lieferte die Telefonnummer gleich mit. Bis zum Hafen war es ziemlich weit. Ich wollte die Strecke nicht umsonst fahren und klingelte zunächst einmal bei Osborne an. Eine Telefonistin erklärte mir, dass Mr. Osborne im Moment nicht zu sprechen sei.

»Er ist aber da?« fragte ich nach.

»Natürlich. Wen darf ich melden?«

»Ich rufe dann später noch mal zurück.«

»Gern.«

Wir mussten in den Londoner Osten, wo sich auch der Tower und die Tower Bridge befinden. Nicht weit entfernt befanden sich die Docks und die Piers und auch die entsprechenden Anlagen, wie die Filialen oder Hauptsitze zahlreicher Transportfirmen.

Wir blieben auf der Südseite der Themse und rollten über die breite Jamaica Road, die als Ausfallstraße von Trucks und Transportern benutzt wurde.

Leonard Osbornes Firma befand sich zwischen diesen Straßen und dem Fluss. Es war eine Gegend für sich. Auch die Menschen, die

hier ihr Brot verdienten, gehörten zu einer besonderen Art. Sie mussten hart arbeiten und wussten am Feierabend, was sie getan hatten.

Zwischen Lagerhäusern und Bürobaracken rollten wir hindurch, verfuhren uns zweimal und hätten neben einer Tankstelle fast eine Kollision mit einem vollbeladenen Truck gehabt.

Schließlich erreichten wir doch unser Ziel, rollten durch ein offenes Tor, das eine rote Ziegelsteinmauer unterbrach, und erreichten ein Gelände, über dessen Größe ich mich wunderte. Eine Seite wurde von einer langen und gleichzeitig breiten Laderampe eingenommen. Vier große LKWs wurden beladen.

Ein Mann mit feuerroten Haaren stand auf dem Hof und brüllte zwei Fahrer an, die wohl nicht termingerecht abgeliefert hatten. »Wenn ihr das noch einmal macht, ihr Schleiereulen, seid ihr entlassen!«

»Aber Chef, wir sind aufgehalten worden!«

»Das juckt mich nicht. Dann pappt euch meinewegen Flügel an und zischt ab.«

Wir standen hinter dem Schreier, der erneut Luft holte und uns nicht bemerkte. Ich tippte ihm auf die rechte Schulter und trat blitzschnell zurück. Das war auch nötig, denn der Rothaarige fuhr wild herum. Dabei holte er noch Luft und setzte zu einem erneuten Schrei an. »Was sollen...«

»Sind Sie Leo Osborne?«

Sein Mund klappte zu. »Bullen?«

»Polizisten«, antwortete Suko sanft, aber dennoch schneidend. »Sogar Scotland Yard.«

»Ach du Scheiße.« Er nickte seinen beiden Fahrern zu. »Und ihr verduftet am besten. Aber schreibt euch meine Worte hinter die Ohren.«

»Okay, Chef!«

»Und was wollen Sie?«

»Können wir das vielleicht in Ihrem Büro bereden?« fragte ich. Das Gesicht mit den zahlreichen Sommersprossen, die wie Flecken aussahen, verzog sich. »Ist es etwas Ernstes?«

»Das kommt auf Sie an.«

»Wieso?«

»Bitte, lassen Sie uns hineingehen.«

Wir hatten Leo Osborne leicht unsicher und nervös gemacht. Er wischte seine Hände am grauen Kittel ab und sagte: »Ich gehe dann vor.«

Wir mussten um die Rampe herum, wo sich ein kleiner Parkplatz befand, auf dem die Wagen der Angestellten standen. Die Scheiben der Fenster sahen bleigrau aus. Ebenso grau wie die Treppe, die wir hochstiegen, um den Eingang zu erreichen. Osborne stieß eine Glastür auf und führte uns in einen ebenfalls grau wirkenden Flur. Nur hatte die Farbe an den Wänden noch einen grünen Schimmer bekommen. Sein Büro war ähnlich nüchtern, die Besucherstühle hart. Auf dem Schreibtisch herrschte ein leichtes Chaos. Damit die Blätter nicht durch irgendeinen Durchzug davonflogen, stand auf ihnen ein großer Aschenbecher aus Metall. In ihm lag eine dicke Zigarette. Sie war zur Hälfte aufgeraucht. Osborne bot uns die harten Stühle an. Er selbst hockte in einem mit Patina überzogenen Ledersessel. »So, was gibt es?«

»Es geht um Ihre Geschäfte.«

»Daran ist nichts auszusetzen.«

»Möglich«, sagte ich. »Was werfen Sie mir vor?«

»Sie exportieren in die Staaten?« fragte Suko.

»Ja, das ist nicht verboten.«

»Es kommt auf die Fracht an.« Diesmal hatte ich gesprochen. Suko und ich warfen uns die Bälle gegenseitig zu.

»Wie meinen Sie das?« Osborne konnte plötzlich leise sprechen. Seine Augen hatten den wachsamen Blick eines Falken bekommen.

Die Hände lagen noch ruhig übereinander.

»Exportieren Sie auch Gebeine?« fragte Suko.

»Wie?«

»Stellen Sie sich nicht noch dümmer an, als Sie es schon sind, Osborne«, sagte ich hart. »Sie haben richtig gehört. Gebeine. Aber Sie können auch Knochen dazu sagen. Und zwar Knochen, die von Londoner Friedhöfen geholt worden sind.«

Osborne lachte und legte seinen Kopf dabei nach hinten. Seine Reaktion war viel zu aufgesetzt, um echt zu sein. »Ich glaube, bei Ihnen stimmt etwas nicht. Wie käme ich denn dazu, auf den Friedhof zu gehen und alte Gebeine auszugraben.«

»Sie nicht.«

»Sondern?« Er ließ sich wieder nach vorn fallen und saß normal vor uns.

»Zwei Männer, die in Ihrem Auftrag gearbeitet haben.«

»Das müssen Sie beweisen.«

Suko sagte: »Die Männer heißen Tony Lecci und Walter Slade. Sagen Sie nur, dass Ihnen die Namen nicht bekannt sind. Dann enttäuschen Sie uns aber, Mr. Osborne.«

»Nie gehört!«

»Die Männer würden beschwören, Sie zu kennen«, übernahm ich wieder das Wort. »Sie sollten sich Ihre nächsten Aussagen genau überlegen.«

Leo Osborne stützte sein Kinn auf eine Handfläche. »Ja«, murmelte er, »das glaube ich mittlerweile auch. Was wollen Sie wissen?«

»Alles«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich habe einen Kunden, der Gebeine sammelt.«

»Und wo?«

»In New York. Da schicke ich ihm das Zeug hin. Meine Güte! Wer kümmert sich schon um diese alten Knochen, die seit Jahren in der

Erde herumliegen.«

»Das Schänden von Gräbern ist nicht nur strafbar, auch pietätlos«, hielt ich ihm vor. »Davon mal ganz abgesehen, Mr. Osborne. Sie haben New York gesagt, aber wir wissen noch immer nicht den Namen Ihres Kunden.«

»Den brauche ich Ihnen nicht zu sagen.«

»Mr. Osborne«, sagte ich leise. »Sie sind weder Anwalt noch Pfarrer und auch an keine Schweigepflichten gebunden. Wenn Sie nichts sagen, könnten wir Ihnen Schwierigkeiten machen, das begreifen Sie doch - oder nicht?«

»Klar.«

»Dann reden Sie!«

»Mir gefällt es nicht, dass ich hier wie ein Gefangener behandelt werde. Ich bin Geschäftsmann, Unternehmer. Ich sorge dafür, dass Leute Arbeitsplätze bekommen. Ich habe meinen Job von der Pike auf gelernt. Jetzt kommen Sie an und wollen mir Ärger wegen ein paar blöder Knochen machen, die ich nach New York geschickt habe.«

»Sie haben die Knochen aus den Gräbern holen lassen! Ich wiederhole es noch einmal. Das ist Grabschändung.«

»Ich habe nichts holen lassen!« Osborne drosch die Faust auf den Tisch. Dann beugte er sich vor. »Verstehen Sie, meine Herren, ich habe nichts holen lassen. Ich habe nur verschickt.«

»Dann berichten Sie uns darüber«, verlangte ich und ging auf die Brücke ein, die wir uns gegenseitig gebaut hatten. Mittlerweile glaubte ich daran, dass die Grabschändung lächerlich im Vergleich zu dem war, was noch auf uns zukommen konnte.

Als sparsamer Mensch griff Osborne zu seiner angerauchten Zigarette und entzündete sie erneut. Das gab ihm Zeit, nachzudenken. Rauchwolken türmten sich vor seinem Gesicht, so dass wir es nur mehr verwaschen wahrnahmen. Er pustete sie weg und begann zu

sprechen. »Also gut, der Kunde in New York ist ein Sammler. Er sammelt nicht nur Menschenknochen, auch die von Tieren. Da gibt es in seiner Bude vom Mäuse-Skelett über den Bärenschädel bis hin zum Krokodil alles, was sich der Mensch nur vorstellen kann. Das ist ein kurioser Laden, selbst für New Yorker Verhältnisse.«

»Und weshalb haben Sie ihm gerade hier aus London die Gebeine schicken müssen?«

Osborne hob die Schulter. »Der Kunde ist Engländer. Ich habe mich ja auch gewundert. Vielleicht hängt er so sehr an seiner englischen Heimat.«

»Das kann ich mir zwar kaum vorstellen, aber wir hätten jetzt noch gern den Namen erfahren.«

Osborne wollte sich herauswinden. Er paffte schneller. »Muss das denn sein?«

»Ja - bitte!«

»Aber es ist harmlos!« Er lächelte, das misslang. Osborne konnte nicht lachen, nur grinsen.

»Den Namen!« verlangte auch Suko.

»Okay.« Er lehnte sich wieder zurück. »Moore, Tommy Moore heißt der Kunde!«

»Danke!«

»Noch etwas?«

Suko schaute mich an. »Ja«, sagte ich. »Vielleicht hätten Sie die Güte, uns seine Adresse oder Telefonnummer aufzuschreiben.«

Osborne schob sich hoch. »Das ist alles, was Sie von mir gewollt haben?«

»Ja, ich denke. Es kann natürlich sein, dass sich noch einige Dinge ergeben, die für Sie nicht sehr angenehm sind. Über die Grabschändung muss auch noch geredet werden, aber...«

»Hören Sie auf zu sprechen«, sagte der Spediteur. »Sie haben sich fair benommen, dann will ich auch fair Ihnen gegenüber sein.« Sein

Gesicht strahlte wie das eines kleinen Kindes, das soeben lautstark belohnt worden war.

»Bitte.«

»Tommy Moore lebt zwar in New York. Momentan befindet er sich nicht mehr in dieser Stadt. Er ist verreist.«

»Und wohin fuhr er?« fragte Suko.

»Nach London!«

»Ach.«

Osborne rauchte und lachte zugleich. »Ja, Mr. Sinclair. Tommy Moore ist nach London gekommen.«

»Wo können wir ihn finden?«

»Das weiß ich nicht!« Die Antwort kam spontan. Sie war ehrlich. Soviel Menschenkenntnis besaß ich, um dies herauszuhören. Etwas ungewöhnlich war es schon, das dachte auch Suko. Er sagte:

»Wenn sich Ihr Geschäftspartner in London befindet, dann wundert es mich, dass er sich nicht mit Ihnen in Verbindung setzt, so dass Sie sich treffen können.«

»Das wundert mich auch.« Osborne hob die Schultern. »Ich kenne ihn auch nur vom Telefon her.«

»Wie spricht er?« fragte ich schnell.

»Amerikanischen Ostküsten-Slang?«

»Nein! Der hat seinen Londoner Dialekt nicht abgelegt. Moore ist noch relativ jung, keine 30.«

»Und dann hat er so einen Laden aufgezogen?«

»Was wollen Sie, Mr. Sinclair? Der Junge ist in eine Marktlücke gestoßen. Die Menschen werden ja immer verrückter. Wer sich Knochen und Gebeine in die Wohnung hängen will, soll es meinetwegen tun. Ich würde es nicht machen.«

»Kann ich mir denken. Haben Sie denn mit Moore etwas vereinbart?«

»Er will mich anrufen.«

»Um eine neue Ladung abzuholen?« fragte Suko.

»Darüber haben wir nicht gesprochen.«

»Ist sein Besuch also rein privat?«

»Mr. Sinclair, Sie fragen mich Dinge, über die ich Ihnen keine Auskunft geben kann. Sorry.«

»Wann ist Moore nach New York gegangen?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen. Er lebt jedenfalls schon einige Jahre dort.«

Ich sah die Rauchwolke, die Osborne produzierte. »Gut, das wäre vorläufig alles. Knochen aus englischen Gräbern werden Sie ja in Zukunft nicht mehr versenden.«

»Ich halte mich an Ihren Rat.«

»So etwas ist immer gut. Sie würden mir allerdings einen Gefallen tun, wenn Sie mich anriefen.«

»Das mache ich.«

Damit war unser Besuch bei Osborne beendet. Wir verließen das Büro in ziemlich gedrückter Stimmung, schauten dabei zu Boden, und auch Suko schüttelte einige Male den Kopf. »Irgendwie habe ich das Gefühl, als würde hier ein Fall an uns vorbeilaufen.«

»Meinst du?«

»Ja, davon bin ich überzeugt. Ich frage mich nur, wem wir trauen sollen? Moore oder Osborne?«

»Eher Osborne.«

»Wieso?«

»Das ist ein harter Arbeiter. Der hat sich hochgekämpft. Sein Geschäft und seinen Ruf wird er nicht aufs Spiel setzen wollen. Ich bin fest davon überzeugt, dass er in Zukunft keine Gräber mehr öffnen lassen wird. Den Zahn haben wir ihm gezogen.«

Als wir vom Hof rollten, fragte Suko noch. »Was können wir denn machen, John?«

»In die Vergangenheit vorstoßen.«

»Tommy Moore?«

»Ja. Möglicherweise finden wir hier in London eine Spur. Versuchen wir es mal bei der Auswandererbehörde.«

Suko verdrehte die Augen. »Das sind Fälle, die mir so gefallen. Hinrennen, herlaufen, und was kommt dabei heraus?«

»Hoffentlich die Lösung...«

Sie waren den Tag über gefahren und hatten am frühen Nachmittag fast ihr Ziel erreicht. Tommy Moore hatte den Wagen gelenkt. Seine Befürchtungen waren eingetreten. Killing Star und Blue Boy Jackson hatten sich von ihrer nächtlichen Trinkerei nicht erholt. Den Morgen über waren sie völlig down gewesen, erst gegen Mittag hatten sie ihren Rausch ausgeschlafen und sofort wieder ein großes Maul.

»He, wir haben Durst«, meldete sich Killing Star von der Ladefläche.

»Wie lange müssen wir hier noch durch die Gegend gondeln?«

»Nicht mehr lange.«

»Scheiß-Antwort. Sag es vernünftig.«

»Ich weiß es auch nicht. Tut mir nur einen Gefallen und reißt euch zusammen.«

»Du schämst dich wohl mit uns, wie?«

»Freuen kann man sich über euch nicht.«

»Lass dein Maul nur nicht zu groß werden.« Killing Star kroch vor und schlug dem Fahrer auf die Schulter.

Moore erschrak und verriß das Lenkrad. Bei Gegenverkehr wäre er voll in ein anderes Fahrzeug hineingefahren, weil er auf die rechte Seite gekommen war. Moore bremste, drehte sich um und schaute Killing Star hart an. »Mach das nicht noch einmal. Vergiss dein New Yorker Benehmen. Hier herrschen andere Gesetze.«

Der New Yorker wollte sich das nicht gefallen lassen, aber Blue Boy stellte sich ebenfalls auf Moores Seite. »Lass es sein, Killing

Star! Tommy hat recht.«

»Verdammt, ich bin nicht sein Lakai.«

»Du brauchst dich nur normal zu verhalten.«

»Ja, ja, fahr weiter, du Knochenflicker.« Über das letzte Wort lachte er selbst am lautesten.

Sie befanden sich auf dem Lande. Der Himmel zeigte eine Schicht aus dicken, grauen Wolken. Die Sicht war gut, klar und rein. Kein Dunst verwehrte den Blick. Regenklar nannte man so etwas. Weit geschwungene Hügelketten ließen es zu, dass sich breite, schüsselartige Täler hatten bilden können. Wege schlängelten sich wie graue Bänder durch die Landschaft. Die Orte wirkten sauber. An manchen schien die Zeit vorbeigelaufen zu sein. Tommy Moore orientierte sich anhand der Karte. Er musste die offizielle Straße sehr bald verlassen, um in das Gelände hineinzufahren. In seinem Buch war die Stelle genau angegeben worden, wo er den Vampirkopf finden konnte.

Der Ort war mit dem Begriff Höllenmaul umschrieben worden. Eine Schlucht oder ein Tal, so genau wusste Tommy es auch nicht. Die Abzweigung fand er sofort.

Auf einem feuchten Weg rollte der Wagen weiter. Vorbei an Waldrändern und breiten Wiesen. Sie ließen die Landschaft aussehen wie ein grünes Wellenmeer.

Menschen begegneten ihnen nicht. Nur einmal sahen sie einen Bauern, der mit dem Traktor über seine Felder fuhr. Ansonsten hielt sie die Natur umfangen, die ihr Gesicht änderte und einen düsteren Touch bekam. Der Weg führte in die Höhe. Wie sich ein breiter Hosenträger über einen Bauch spannte, so folgte er dem Verlauf eines Hügelhangs. Vor ihnen öffnete sich der Wald. Noch besaßen die Bäume keine Blätter, dennoch wurde es leicht dämmrig.

»Und hier soll es sein?« fragte Blue Boy Jackson.

»Ja.«

»Der führt uns in die Irre«, meldete sich Killing Star.

»Du kannst ja aussteigen, wenn du keine Lust mehr hast«, erklärte Tommy kalt.

»Das hättest du wohl gern, wie? Vergiss nicht, dass wir den Vampirschädel haben wollten. Du bist nur unser Führer, mehr nicht. Danach kannst du dich richten.«

Tommy schwieg. Keiner der beiden New Yorker sah das schmale wissende Lächeln auf seinen Lippen. Die Typen hinter ihm würden sich wundern, und das nicht zu knapp.

Manchmal wurde der Weg so eng, dass Zweige über die Karosserie kratzten. Ihre Spitzen schlügen auch gegen die Scheiben oder tanzten vor ihnen wie lange, kahle Arme. Noch einmal wurde es steil. Der Geländewagen kroch hoch. Seine Reifen wühlten den noch regenfeuchten Boden auf, aber das Fahrzeug hielt gut durch. Nach einer sehr engen Kurve sahen sie endlich ihr Ziel. Die alte Stätte lag tatsächlich auf dem Hügelkamm. Mauerreste waren von hohem Unkraut überwuchert. Nur an einigen Stellen schimmerten sie durch. Tommy Moore hielt an.

»Sind wir da?« fragte Killing Star überflüssigerweise.

»Ja, ihr könnt aussteigen.«

»Und du hast dich nicht vertan?«

Moore gab keine Antwort. Es war ihm einfach zu blöd. Zudem hatte er den Wagen bereits verlassen.

Wer sich mit Dingen beschäftigte wie Tommy, der entwickelte im Laufe der Zeit eine gewisse Sensibilität seiner Umwelt gegenüber. So merkte der junge Mann genau, dass dies ein besonderer Flecken Erde war. Es lag an der Stille, die wie eine große, unsichtbare Glocke wirkte. Im Frühling waren die Vögel längst zurückgekehrt. Sie zwitscherten und freuten sich über die Wärme, aber an dieser Stelle hielten sie sich völlig zurück. Nichts war zu hören.

Das fiel sogar den beiden New Yorkern auf. Blue Boy Jackson

schaute sich um. »Verdammt still hier, nicht?«

»Sicher.«

»Und weshalb?«

»Wir befinden uns an einem verfluchten Ort«, erklärte Tommy Moore sehr ernst.

Killing Star begann zu lachen. »Das darf doch nicht wahr sein. Wieso an einem verfluchten Ort?«

»Die Legende berichtet davon«, erklärte Tommy. »Ich habe es genau nachlesen können.«

»Wie fein für dich. Wo ist denn der Schädel?« Killing Star hatte sich breitbeinig aufgebaut und die Hacken seiner Turnschuhe in den weichen Boden gestemmt. Seine Haltung wirkte provokant.

»Denkst du denn, der liegt hier herum?«

»Hätte ja sein können.«

»Du Idiot. Hol lieber das Werkzeug. Wir werden graben müssen.«

Killing Star drehte sich. Mit einem tigerhaften Satz sprang er auf Tommy zu. Moore konnte nicht mehr ausweichen. Er wurde zu Boden geschleudert, und Killing war plötzlich über ihm und hatte auch sofort sein Messer in der Hand. Er kniete auf der Brust des jungen Mannes, die Messerspitze befand sich nicht weit von Tommys Kehle.

»Wer zu mir Idiot sagt, dem schnitze ich ein Autogramm aufs Fell, mein Freund.«

»Du bist verrückt!« keuchte Moore. »Meine Güte, was ist nur in dich gefahren?«

Nach dem letzten Wort hörte Tommy ein dumpfes Geräusch, dann kippte Killing Star von ihm weg. Blue Boy hatte zugetreten und drückte jetzt seinen Fuß auf die Brust seines Partners. »Tommy hat recht. Du bist tatsächlich ein Idiot. Denk daran, welchen Job wir hier zu erledigen haben. Reiß dich endlich zusammen!«

Killing Star musste sich Luft verschaffen. Er schickte seinem

Kumpan einige Flüche entgegen, die selbst in der tiefsten Bronx noch für Aufsehen gesorgt hätten.

Als Blue Boy Jackson seinen Fuß wieder zurücknahm, hatte sich auch Killing Star beruhigt. Er stand auf, steckte das Messer weg und hielt seine Schulter, wo ihn der Tritt erwischt hatte. Tommy Moore warf er einen bösen Blick zu. Der rückte seine Brille zurecht. »Es lohnt sich wirklich nicht, hier einen Streit anzufangen. Hebe dir deine Kräfte für später auf.«

»Ja, für den Bullen!«

»Meinetwegen auch für ihn. Aber jetzt werden wir das Werkzeug holen und uns umschauen.«

Die New Yorker protestierten nicht. Tommy tauchte noch einmal ins Führerhaus und holte das alte Buch hervor, wo auch die Skizze aufgemalt war, die er unbedingt brauchte. Wenn die Angaben stimmten, fanden sie den Höllenschlund rasch. Er schlang noch das lange Seil um seine Schulter und folgte seinen Helfern, die rücksichtslos durch die Büsche brachen, um die Ruinenmauern zu erreichen.

Aus der Sage wusste Tommy, dass vor langer Zeit hier ein Haus gestanden hatte, in dem Hexensabatte stattfanden. Besitzer des Hauses soll ein Vampir gewesen sein, der sich am Blut der Hexen gelabt hatte, was wiederum dem Teufel nicht gefiel, so dass dieser dem Vampir kurzerhand den Schädel hatte abschlagen lassen.

Der Körper war dann verbrannt worden, den Schädel aber hatte man in den Höllenschlund geworfen. Ihn galt es zu finden. Noch was die Sicht gut, das würde auch einige Stunden so bleiben, und die drei jungen Männer fanden inmitten der Trümmer eine kleine Lichtung, wo sie mit ihrer Suche beginnen wollten.

Killing Star und Jackson hatten die beiden Schaufeln und Hacken zu Boden gelegt. Beide teilten sich den letzten Schluck Whisky aus der Flasche.

»Unser Frühstück«, sagte Killing Star zu Tommy und fügte lauernd hinzu. »Oder hast du was dagegen?«

»Nein, nein, trinkt nur.«

»Wie großzügig.«

Moore kümmerte sich nicht weiter um das Gerede. Er schlug statt dessen das Buch auf und schaute sich die beiden Seiten an, wo er auch die Zeichnung fand.

Das Haus war einmal ein Rundbau gewesen. Es hatte einen turmhähnlichen Charakter besessen, auch jetzt war dies noch zu erkennen. Der Höllenschlund musste unter dem Turm liegen. Die lange Zeit hatte den Einstieg zuwachsen lassen, aber auf der Zeichnung sah Moore, wo er den Schacht finden konnte.

Er ging drei Schritte vor, kümmerte sich auch nicht um die Bemerkungen seiner Helfer und blieb plötzlich stehen.

»Was ist?« fragte Killing Star.

»Hier fangen wir an zu graben.«

»Bist du dir sicher?«

»Ja!«

»Dann mach den Anfang.«

Moore steckte das Buch in die Innentasche und nahm eine Hacke. Die beiden anderen traten zurück und schauten zu, wie Tommy damit die Grasdecke bearbeitete. Nach dem fünften Schlag hielt er inne.

»Wollt ihr mir helfen oder nur glotzen?«

Blue Boy nickte. »Klar, wir machen mit.«

Killing Star spie in die Hände. »Soll ich auch mithacken?«

»Klar.«

»Und du hast keine Angst, dass ich dir den Schädel einschlage, Moore?«

»Das würde ich an deiner Stelle lassen. Kein Bauer tötet die Kuh, die er melken will.«

»Wieso?«

»Fang an!« drängte Blue Boy.

Killing Star weigerte sich nicht mehr. Er fluchte zwar das Blaue vom Himmel herunter, doch gemeinsam packten die drei jungen Männer es, den noch weichen Boden aufzuhacken. Zwischendurch schaufelten sie den Lehm und die Grassoden weg und arbeiteten sich immer tiefer vor. Irgendwann ließ Blue Boy seine Hacke sinken.

»Bist du dir sicher, dass wir den Schädel auch finden?«

»Ja.«

»Und wenn nicht?«

»Es kann nicht mehr tief sein.«

Moore ging mit gutem Beispiel voran. Und er war es auch, der als erster das Ziel traf. Hatten die Schläge bisher dumpf geklungen, so bekamen sie nun einen anderen Klang. Heller, metallischer. Tommy ließ die Hacke fallen, als würde der Holzstiel brennen. Er schaute noch auf seine Hände, an denen sich Schwielen gebildete hatten, die aufgeplatzt waren und brannten. Darum kümmerte er sich jetzt nicht mehr. Er griff nach der Schaufel und schleuderte noch störenden Dreck weg, so dass schließlich der Gegenstand fast frei vor ihm lag, nachdem sie zunächst einmal gesucht hatten.

»Das ist der Zugang!«

Killing Star und Blue Boy Jackson waren an den Rand der Grube herangetreten und schauten in die Tiefe. Jetzt beschwerte sich keiner mehr von ihnen.

Jackson fragte nur: »Und dort liegt der Schädel?«

»Es ist der Zugang zum Höllenschacht!« flüsterte Tommy.

»Toller Name. Hoffentlich kommt uns nicht der Teufel entgegen, wenn wir ihn öffnen.«

Tommy schaute hoch und den anderen an. »Das wollen wir uns doch nicht wünschen«, erwiderte er mit ernst klingender Stimme.

»Wieso? Glaubst du an den Teufel?«

»Lass das Thema lieber.«

»Finde ich auch«, mischte sich Blue Boy ein und griff wieder zur Spitzhacke. »Wie sollen wir es machen?«

»Wir müssen an den Rändern beginnen«, sagte Tommy und warf einen Blick zum Himmel. »Es wird bald dunkel.«

»Hat das etwas zu sagen?«

»Sogar sehr viel.«

»Wieso?«

»Vampire brauchen Dunkelheit und das Licht des Mondes. Es ist der Mond, dessen Schein ihnen die Kraft gibt und schwarzmagisches Leben in ihre Körper schickt.«

Im Gegensatz zu Blue Boy kicherte Killing Star. Er hatte den Ernst dieser Erzählung nicht erkannt, aber Jackson machte sich seine Gedanken. Schweigend griff er zur Hacke und sprang ebenfalls in die Grube. Sie sprachen noch ab, wo sie beginnen sollten, rechneten sich die günstigsten Stellen aus und stemmten dort zwischen dem normalen Boden und der Steinplatte die Hacken ein.

Es war nicht einfach, sie mussten sich erst Lücken schaffen. Als sie es gepackt hatten, waren sie froh. Die drei schwitzten. In letzter Zeit hatte keiner von ihnen so hart gearbeitet.

»Wir werden versuchen, die Steinplatte gemeinsam in die Höhe zu drücken - okay?«

»Richtig, Tommy, aber erst will ich mich ausruhen.«

»Das kannst du machen, Jackson.«

Sie kamen nur allmählich zu Atem. Hoch über ihnen hatte sich der Himmel verdunkelt. Die Sonne war hinter dem Horizont verschwunden. Die hereinbrechende Dämmerung löste die grauen Wolken ab, und sie sahen den vollen Mond bereits blass über sich stehen.

»Wenn wir den Zugang geöffnet haben«, erklärte Moore, »wird der Mondschein direkt in den Schacht fallen.«

»Und was ist mit dem Schädel?«

Tommy lächelte. »Da solltest du dich überraschen lassen.«

»Er weiß es selbst nicht«, meldete sich Killing Star. »Das steht nicht in seinem schlauen Buch.«

Tommy schüttelte nur den Kopf. Hin und wieder fuhr der Wind gegen ihre schweißfeuchten Gesichter und kühlte sie ab. Sie nahmen den Geruch von feuchter Erde auf, der sie an einen Friedhof mit frisch aufgeschütteten Gräbern erinnerte. Über diesem Flecken Erde lag eine besondere Stimmung. Ein jeder von ihnen spürte es, aber niemand wagte es, darüber zu sprechen.

»Fertig?« fragte Moore.

»Klar.«

»Dann los!« Tommy räusperte sich, während sich seine Wangen spannten. »Wir werden gemeinsam ansetzen. Ich gebe hier das Kommando. Und strengt euch an, Freunde!«

»Rede nicht soviel!« beschwerte sich Killing Star. Tommy ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er begann zu zählen. Aus dem Lageplan wusste er, dass sie genau an der richtigen Stelle angesetzt hatten.

»Eins... zwei... drei - und jetzt!«

Die drei New Yorker vertrauten auf die Hebelwirkung, die groß genug sein musste, um die schwere Steinplatte aus ihren Fugen im Boden hervorzuheben. Sie strengten sich an. Ihr Keuchen drang über die Lichtung, aber sie gaben nicht auf. In ihren Gesichtern schwollen die Adern an und bildeten ein Relief. Das Blut schoss ihnen in die Köpfe, sie sahen rot aus, aber sie hörten auch das Knirschen und sahen, wie erste Dreckkrumen nachrieselten. Eine Lücke war geschaffen.

»Nicht aufhören!« stieß Tommy keuchend hervor. »Um Himmels willen, hört nicht auf! Wir packen es!«

Seine Worte hatten Erfolg. Die beiden anderen legten sich unheimlich ins Zeug, und sie schafften es tatsächlich, den Stein so

weit in die Höhe zu drücken, dass ein handbreiter Spalt entstand.

Dann schoben sie nach. Unendlich langsam bekamen sie die Steinplatte in die Höhe, stellten sie hin und ließen sie umkippen. Als sie das dumpfe Geräusch des Aufschlags vernahmen, drangen Jubelschreie über ihre Lippen. Sie sprangen zurück und ließen sich hinfallen.

Keuchend lagen sie da. Jetzt brauchten sie die Erholung tatsächlich. Killing Star bekam trotzdem einen seiner Anfälle. Wie ein Wilder schlug er mit den Hacken auf und ließ seinen Schreien freie Bahn. »Ja, wir haben es gepackt. Wir sind die Größten. New York gehört uns. Diese irre, wahnsinnige Stadt.« Mit seinem Oberkörper schnellte er hoch, redete aber nicht mehr weiter, weil er sich verschluckt hatte. Tommy kümmerte sich nicht um ihn. Er blickte hoch zum bleichen Auge des Mondes. Der Sage nach gehörten der Erdtrabant und die Vampire untrennbar zusammen. Noch war alles Theorie, aber Tommy hatte sein Buch sehr genau gelesen.

Diesmal fiel sein hintergründiges Lächeln Blue Boy auf. »Worüber denkst du nach?« fragte er.

»Ich freue mich, dass wir es geschafft haben.«

»Das glaube ich dir sogar. Mir gefällt dein Lachen trotzdem nicht. Verheimlichst du uns etwas?«

»Nein.«

»Das möchte ich dir auch nicht geraten haben.«

»Was ist los?« fragte Killing Star.

»Nichts, tanz weiter!« sagte Blue Boy. Er hatte seine Hände um die angewinkelten Beine geschlungen und schaute auf die viereckige Öffnung. »Da müssen wir also runter«, sagte er.

Tommy nickte.

»Ich aber nicht«, sagte Killing Star.

»An dich hatte ich auch nicht gedacht«, erklärte Moore. »Ich werde den Schädel holen.«

»Hast du eine Leiter, oder willst du schweben?«

»Nichts von beiden. Ich habe das Seil mitgenommen. Ihr braucht mich nur festzuhalten.«

Killing Star lachte rauh. »Und wenn wir dich plötzlich loslassen, du kleine Ratte?«

»Bekommt ihr den Kopf nie.«

Killing Star kletterte aus der Grube. »Weißt du, worauf ich mich freue, Tommy-Boy?«

»Nein.«

Er streckte den Arm aus. »Darauf, dass du uns reinlegen und den Schädel für dich behalten willst. Dann schmeiße ich dich nämlich höchstpersönlich in das Loch, wo du verrecken kannst. Vielleicht kommen in hundert Jahren mal wieder Leute, die hier buddeln und ebenfalls Knochen sammeln. Wenn es deinen Laden dann noch gibt, stehst du vielleicht selbst als halbes Gerippe darin zum Verkauf.«

Tommy stand auf. »Du könntest Engländer sein.«

»Wieso?«

»Dein Humor ist hervorragend.«

»Das habe ich ernst gemeint.«

Tommy ging und hob das Seil auf. »Ich bestreite es auch nicht.« Ohne sich noch weiter um die beiden zu kümmern, wickelte er es auf, schlängelte es um seine Hüften und ließ es auch gleichzeitig unter den Achselhöhlen herlaufen. Er wollte das Höchstmaß an Sicherheit haben, das er bekommen konnte. Die Ränder der Grube waren glücklicherweise sehr weich. Kein Stein würde das Seil aufscheuern.

»Und so willst du runter?« fragte Blue Boy.

»Wenn ihr mich haltet.«

»Okay.«

»Ich muss mir das noch überlegen«, meldete sich Killing Star und wurde von seinem Kumpan hart angefahren, diesen Unsinn endlich zu

lassen. Tommy kümmerte sich nicht um das Gerede. Er hockte bereits am Rand der viereckigen Öffnung. Seine Füße baumelten schon in die dunkle Tiefe des Höllenschachts. Er roch die verbrauchte Luft, die aus dem senkrechten Stollen hoch drang.

»Habt ihr das Seil fest?« fragte er und drehte den Kopf.

»Noch nicht ganz.« Jackson war dabei, es um einen Baumstamm zu wickeln. Da Tommy sich am liebsten auf sich selbst verließ, ging er hin und kontrollierte. Die Knoten waren ihm nicht sicher genug. Er machte noch einen dazu.

»Jetzt ist es okay«, sagte er.

Das Seil war sehr lang. Der größte Teil lag noch aufgewickelt im dünnen Gras. Wieder setzte sich Tommy an den Rand. Hinter ihm standen Killing Star und Blue Boy Jackson. Sie hatten das Seil um ihre Gelenke gewickelt, trugen jetzt auch dicke Handschuhe und warteten auf Tommys Sprung.

Moore drehte sich, rutschte über die Kante - und fiel in die Tiefe!

Plötzlich hatte er Angst. Dieser erste Fall führte bei ihm fast zu einem Herzstillstand, aber es dauerte nur eine Sekunde, dann straffte sich das Seil, und Tommy hing über der gähnenden Tiefe.

Aus der Geschichte wusste er, dass der Schacht ungefähr zwanzig Fuß tief war. Das entsprach einer Länge von rund sieben Metern. Keine weite Strecke. Wer sie aber hinabfiel, hatte kaum eine Überlebenschance. Tommy Moore hing nicht ruhig. Er pendelte leicht und schlug mit den Knien gegen den inneren Schachtrand. Über sich sah er das straff gespannte Seil.

»Alles klar?« fragte Blue Boy. Seine Stimme klang wegen der Anstrengung gepresst.

»Ja.«

»Wenn wir dich jetzt loslassen, hat es dich gegeben...«

»Halt dein Maul!« Jackson regte sich auf. »Wir lassen jetzt Seil nach, okay?«

»Macht das.«

Ruckweise glitt Tommy Moore an der Schachtwand entlang in das dunkle Maul des Höllenschachts. Wohl fühlte er sich nicht. Das Seil presste sich durch seine Kleidung gegen die Haut und quetschte sie. Moores Gesicht war verzerrt. Er atmete laut und keuchend. Von Grund her stieg ein widerlicher, modriger Geruch auf.

Moore kannte den süßlichen Leichengeruch. Er selbst hatte sich oft genug auf Friedhöfen herumgetrieben und nach Knochen gesucht. Da war es nicht zu vermeiden gewesen, dass er mit halbverwesten Leichen Kontakt bekommen hatte. Dieser Gestank hier war nicht so intensiv. Nur vermischte er sich mit der verbrauchten Luft, die ein Atmen erschwerte. Seine Helfer arbeiteten relativ geschickt. Sie versuchten, das Seil in einer gewissen Gleichmäßigkeit durch ihre behandschuhten Hände laufen zu lassen, so dass sich die Pendelbewegungen des Körpers in Grenzen hielten. Dennoch machte Tommys Gesicht mehrmals mit der Schachtwand Bekanntschaft. Sie war feucht und lehmig. Bestimmt krabbelte allerlei Getier durch Spalten und Risse, was Tommy allerdings nicht weiter störte. Wer mit Gebeinen handelte und Tiere präparierte, überging so etwas einfach.

Hin und wieder legte er den Kopf zurück und schaute in die Höhe. Das Viereck war noch vorhanden, allerdings verkleinerten sich seine Umrisse mit jedem Yard, den Tommy zurücklegte. Killing Star schrie etwas. Tommy verstand es nicht einmal. Er dachte darüber nach, wie lang zwanzig Fuß werden könnten.

Die Luft verschlechterte sich zusehends. Ohne die Öffnung wäre er vielleicht erstickt, so aber ließ er sich weiter in die Tiefe hinab und wartete darauf, endlich Kontakt mit dem Grund zu bekommen. Sekunden verstrichen. Er zählte sie automatisch mit. Bei der Zahl elf spürte er unter seinem rechten Fuß den ersten Widerstand. Im nächsten Augenblick stand er auch mit der linken Sohle auf dem

Grund und taumelte zur Seite, um sich gegen die Schachtwand zu lehnen, wo er sich ausruhte.

Es fiel noch Seil nach, aber die beiden in der Oberwelt merkten sehr schnell, dass Tommy sein Ziel erreicht hatte. Sie ließen das Seil los und knieten neben dem Lukenrand nieder. »He, Tommy!« brüllte Blue Boy Jackson.

Moore vernahm die Stimme als dumpfes Echo. Er gab noch keine Antwort. Erst als Killing Star fragte, ob er noch lebte, rief er zurück: »Es ist alles okay.«

»Hast du den Schädel?«

»Nein, den suche ich noch.«

»Wir warten!«

Tommy musste erst den Schwindel loswerden. Seine Brille war zudem verrutscht. Er setzte sie wieder zurecht und holte die Stableuchte aus der Innentasche. Irgendwie fürchtete er sich davor, sie einzuschalten. Als der Strahl schließlich über den Boden wanderte und auf kleinen, schwarzen Pfützen helle Reflexe hinterließ, ging es ihm besser. Es war hier unten alles normal.

Ein schlammiger Boden. Kriechtiere, die sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten und sich fluchtartig versteckten, als der Lichtschein sie berührte. Der Modergeruch war nicht nur geblieben, er hatte sich zudem noch verstärkt. Wie Nebel stand er in der Luft. Tommy suchte nach dem Gegenstand, der den Gestank abgab.

Er durchwanderte den Schachtboden, schaute mal in die Höhe und konnte den Himmel erkennen. Direkt über der Öffnung sah er die runde, jetzt intensiver strahlende Scheibe des Mondes. Das gelbe Auge glotzte in den Schacht hinein, ohne ihn voll auszuleuchten. Wo befand sich der Schädel?

Eine erste Untersuchung hatte nichts ergeben. Tommy ging bei der zweiten genauer vor. Er kniete sich hin und tastete mit seinen gespreizten Händen den Boden ab. Seine Finger wühlten sich durch

den Schlamm wie unter eine Decke. Wenn seine Informationen stimmten, musste er einfach etwas finden. Den Schacht hatten sie ja auch gefunden.

Je mehr Zeit verstrich, um so hektischer bewegte er sich. Tommy geriet ins Schwitzen. Vielleicht war es besser, wenn man ihm von oben eine Schaufel zuwarf. Darum bat er auch.

»Dann nimm aber Deckung!« schrie Jackson. »Keine Sorge!«

Tommy presste sich dicht gegen die Wand. Jackson warf die Schaufel senkrecht nach unten. Dennoch geriet sie auf dem Weg in die Tiefe aus der Richtung, stellte sich quer, klatschte mit dem Griff gegen die Stollenwand und hätte Tommy fast noch erwischt, kurz bevor sie auf den Boden schlug.

»Alles klar?« schrie Jackson.

»Ja, es ist gut.«

Tommy packte die Schaufel. Zuvor hatte er die Stableuchte in eine Lücke zwischen zwei Jackenknöpfen gesteckt, so dass sie Halt bekam und ihm leuchtete.

Während er die schlammige Erde aufgrub, tanzte der Strahl über den Boden. Er wollte endlich den Schädel finden, weil er fest davon überzeugt war, dass er ihn hier unten fand. Killing Star schrie einen höhnischen Kommentar in den Schacht. Tommy kümmerte sich darum nicht, er machte weiter. Ihn hatte es gepackt. Voller Zorn jagte er das Schaufelblatt in die weiche Erde, schleuderte die schlammige Masse hoch und gleichzeitig zur Seite, wo sie gegen die Schachtwand klatschte und wie zäher Teer daran herabließ.

Er wühlte sich vor, kam schließlich zu dem Ergebnis, dass er nicht zu wild schaufeln durfte; denn wie leicht konnte auch ein Knochenschädel zerstört werden.

Seitlich setzte er jetzt das Schaufelblatt an. Mittlerweile hatte er eine festere Schicht erreicht und erzielte urplötzlich den erhofften Erfolg. Mit der Kante traf er auf Widerstand. Es konnte ein Stein

sein, musste aber nicht.

Tommy fiel auf die Knie. Er leuchtete genau hin, wühlte mit den Händen nach und erwischte den Gegenstand, auf den er sich so lange gefreut hatte.

Es war der Schädel!

Schon beim ersten Tasten hatte er es gespürt. Seine gekrümmte Handfläche war über das halbrunde Gebein an der Oberseite geglichen, und mit den Fingerspitzen konnte er sogar in die leeren Augenhöhlen hineinstechen.

Tommy blieb sitzen. Sein Herz schlug schneller. Aufregung und Nervosität hielten ihn umklammert. Er setzte auch die Linke ein, um den Fund so behutsam wie möglich aus dem Schlamm herauszuholen. Behutsam holte er ihn hervor. Zwischen seinen Händen befand sich ein dunkler Gegenstand, der allmählich eine hellere Farbe bekam, als der Schlamm in dicken Tropfen zu Boden fiel. Vorsichtig stellte er den Vampirkopf neben sich und schaute in die Höhe.

Am Rand der Luke hockten seine beiden Helfer. Noch schien der Mond in den Schacht. Seine Strahlen ließen das obere Drittel der Innenwände silberfarben flimmern.

Moore ballte die linke Hand zur Faust. Wieder zogen sich seine Lippen zu einem kalten Lächeln in die Breite. Es war das Lächeln des Triumphes. »Ich habe ihn!« schrie er hoch. »Ich habe ihn gefunden!«

»Wirklich?« brüllte Jackson zurück, der es kaum fassen konnte.

»Ja, er ist hier bei mir. Er steht im Schlamm. Ich werde jetzt hochkommen.«

»Verlier ihn nur nicht!«

»Nein. Seid ihr nur vorsichtig, wenn ihr mich rauszieht. Ich muss ihn schließlich halten.«

»Machen wir.«

Tommy stellte sich in die Schachtmitte. Das Seil hatte er während

der Arbeit nicht abgenommen. Den gefundenen Schädel hielt er mit beiden Händen fest. Die Lampe hatte er wieder weggesteckt, und er stand in der Finsternis des Schachtes.

Es war unheimlich. Nur über ihm schien der Mond gegen die Wände. Ansonsten hüllte ihn die Dunkelheit ein. Er spürte zudem, dass sich etwas in seiner Nähe befand, über das er nicht sprechen konnte. Etwas Unheimliches, Lauerndes, ein böser Schatten, der auf ihn lauerte, um ihn einfangen zu können. Das war die andere Seite, die andere Macht, die es tatsächlich gab. Die alten Bücher hatten nicht gelogen. Kalt rann es über seinen Rücken. Der Schmutz klebte an seiner Kleidung. Er würde später verkrusten. Dann konnte er sowieso seine Sachen wegwerfen. Wen würde das noch interessieren? Er hatte seinen Schädel gefunden, der Knochenpoker konnte beginnen. Mit Killing Star und Blue Boy Jackson wollte er anfangen.

»Wir ziehen dich jetzt hoch!« Killing Stars schreiende Stimme unterbrach seine Gedanken. »Ja, macht schon!«

Im nächsten Augenblick spürte er den sich verhärtenden Druck unter seinen Achselhöhlen und an der Hüfte. Hoffentlich beherzigten die beiden seine Warnung und waren vorsichtig.

Schon sehr bald schwebte er über dem schlammigen Untergrund. Natürlich geriet er wieder ins Pendeln, schlug gegen die Schachtwand, schwang wieder zurück, prallte abermals davor, gewann aber an Höhe und trug den Schädel so, dass ihm nichts passierte. Wer einem Vampir den Kopf abschlug, hatte den Blutsauger für alle Zeiten vernichtet. So schrieb es das schwarzmagische Gesetz vor. Aber es konnte etwas anderes sein, wenn der Teufel einen Schwarzblütler vernichtete. Durch seine immense Kraft und Macht war er in der Lage, die Dunklen Gesetze aufzuheben.

Die Zeit lief ihm viel zu langsam ab. Er wollte endlich aus diesem

Gefängnis raus und sich mit dem Schädel beschäftigen. Dass er dabei einen bestimmten Plan verfolgte, davon hatte er seinen Helfern nichts mitgeteilt. Sie würden sich wundern, wenn sie als erste daran glauben mussten. Tommy Moore hatte sich nie als großer Held gefühlt. Allein von seiner Statur her gehörte er zu den Menschen, die der Gewalt stets aus dem Weg gingen, aber in der Zukunft würde sich das ändern. Schon jetzt spürte er, wie ihn der Besitz dieses unheimlichen Schädels innerlich veränderte. Er wurde ein anderer, er fasste Mut und hatte das Gefühl, über seinen eigenen Schatten springen zu können. Das Böse fand sein Opfer...

Nur anmerken lassen durfte er sich nichts. Die Rolle einfach weiterspielen, das war wichtig.

Er blickte hoch. Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihm. Am Schachtrand malten sich die Umrisse seiner Helfer vor dem fahlsilbrigen Mondlicht ab. Tommy glaubte daran, dass der Erdtrabant in dieser Nacht stärker scheinen würde als normal, um dem Vampirschädel die Kraft zu geben, die er brauchte.

»Verdammtd, das halte ich nicht mehr lange durch!« vernahm Tommy die keuchende Stimme. »Reiß dich zusammen, Killing Star! Wir packen das!«

Und sie schafften es auch. Unter großen Anstrengungen zogen sie Tommy aus dem Schacht. Sobald es möglich war, winkelte er ein Bein an, stützte sich auf dem Schachtrand ab und unterstützte die Bemühungen der beiden New Yorker. Geschafft! Er blieb knien, zitterte, hob den Kopf und sah in die gespannten, aber auch erschöpften Gesichter.

Blue Boy Jackson nickte ihm zu. »Alle Achtung! Ich hätte nie gedacht, dass du es packen würdest.«

»Ich... ich konnte mich auf mein Buch verlassen. Und jetzt habe ich ihn.« Noch immer angebunden nahm er den Schädel behutsam in beide Hände und stellte ihn neben sich.

Sofort traten die beiden näher, aber Tommy hatte etwas dagegen.

»Nein, nicht berühren. Er ist zerbrechlich. Wir sehen ihn uns gemeinsam an.«

»Quatsch!« Killing Star wollte sich bücken, doch Blue Boy stieß ihm den Ellbogen gegen die Brust, so dass er zurückfiel.

»Lass es sein, Tommy hat recht. Er hat den Schädel schließlich geholt. Wir wollen ihm seinen Spaß noch etwas lassen.«

Wenn ihr wüsstet, dachte Moore, während er dabei war, sich von dem Seil zu befreien. Durch geschickte Griffe öffnete er die Knoten, nahm den Schädel und stand auf.

Sie verließen die Grube und stellten ihn dort auf den Boden, wo das Gras nicht so hoch wuchs. Moore nahm seine Lampe und strahlte ihn an. Mittlerweile war der Schlamm von dem Vampirkopf herabgelaufen. Der Lampenstrahl traf einen glatten Totenkopf, der aussah wie frisch rasiert. Normalerweise hätte das Gebein bleich schimmern müssen. Das war bei diesem Schädel nicht der Fall. Er besaß einen Grauton. Er unterschied sich in nichts von den normalen Totenschädeln. Bis auf eine sehr wichtige Kleinigkeit. Aus seinem Oberkiefer ragten zwei lange Zähne, die an ihren Enden pfeilartig zuliefen.

Moore lachte, als er das sah. Blue Boy Jackson schwieg, selbst Killing Star sagte nichts und wischte nervös seine Hände an den Hosenbeinen ab. Die Handschuhe hatte er ausgezogen.

»Nun?« fragte Moore leise, »haben wir einen Vampir vor uns?«

Jackson hob die Schultern. »Das lässt sich wohl nicht mehr leugnen. Es muss einer gewesen sein.« Er schaute Killing Star an. »Was sagst du dazu?«

»Ja, ich sehe das.« Er lachte unsicher. »Was könnte man für den denn kriegen, wenn wir ihn verkaufen?«

Tommy zeigte gespieltes Erschrecken. »Du willst ihn verkaufen?«

»Ja. Auf den Nachttisch stelle ich mir den nicht. Also, was würde

ein Kunde lockermachen?«

Moore hob die Schultern. »Es kommt auf den Kunden an. Wenn er Raritäten sammelt und wir ihm nachweisen können, dass es sich um einen echten Vampirschädel handelt, sicherlich zehntausend Dollar.«

Killing Star war begeistert. »Zehn Riesen. Irre, dann hätten wir die Spesen wieder raus.«

»Das meiste habe ich für euch bezahlt, vergesst das nicht«, warf der Knochensammler ein.

»He, reiß dich mal zusammen, du Stinker! Soll das etwa heißen, dass du den Kopf behalten willst?«

»Davon habe ich nichts gesagt.«

»Hörte sich aber fast so an!«

Moore stand auf. »Keine Sorge, ihr könnt ihn behalten. Das war ja abgemacht.«

Jackson grinste ihm zu. »Wenn wir keinen Käufer finden, kannst du ihn ja abkaufen.«

»Vielleicht.«

Tommy hatte die Antwort bewusst gegeben. Er wollte die beiden einlullen, um seine nächste, nicht ganz einfache Aufgabe in Angriff zu nehmen. Es störte ihn nicht, dass sich die beiden um den Vampirschädel kümmerten und ihn von allen Seiten im Licht ihrer Taschenlampen betrachteten. Moore schlug um seine Helfer einen Bogen und ging dorthin, wo die Schaufeln und Spitzhacken lagen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Auch wenn sich die Typen umgeschaut hätten, sie hätten kaum erkennen können, was Tommy Moore hinter ihrem Rücken trieb.

Er hatte sich für eine Schaufel entschieden, hob sie an und hielt sie mit beiden Händen fest. Wieder nahm er den gleichen Weg. Killing Star und Jackson interessierten sich nicht für ihn. Sie waren in einem wahren Rausch gefangen und sprachen darüber, was ihnen der Schädel bei einem Verkauf einbringen würde. Besser konnte es für

Tommy gar nicht laufen...

Er freute sich, über Grasboden laufen zu können. Der dämpfte seine Schritte fast bis zur Geräuschlosigkeit. Schon jetzt drehte er die Schaufel so, dass er damit zielsicher zuschlagen konnte.

Noch vier Schritte...

Er befand sich direkt im Rücken der beiden Helfer, die ihn übers Ohr hauen wollten. Tommys Gesicht verzog sich. Das sollten sie mal versuchen. Er würde sie fertig machen. Zwei Schritte ging er vor, holte noch weiter aus und konzentrierte sich auf Killing Star. Dann schlug er zu.

Er wollte den Burschen nicht töten, nur ins Reich der Träume schicken. Die flache Rückseite der Schaufel musste einfach ausreichen. Der Treffer! Tommy hörte den Aufschlag, und Killing Star zuckte zusammen, bevor er steif sitzen blieb.

Er hatte den Treffer zwar abbekommen. Blue Boy Jackson aber wirbelte sitzend herum, war noch völlig konsterniert und sah den Schatten vor sich auftauchen, der im nächsten Moment an seinem Kopf explodierte. Jackson flog zurück, sein Kumpan saß auch nicht mehr. Er war zur Seite gefallen. Zueinander lagen die beiden in einem rechten Winkel, und Tommy atmete tief durch, während er sich gleichzeitig den Schweiß von der Stirn wischte.

Das war erledigt. Er hätte nie gedacht, dass es so einfach sein würde. Zwei Schläge - vorbei.

Diesmal lächelte er nicht. Er lachte lauthals, als er die Schaufel zur Seite schleuderte. Die beiden Taschenlampen der Bewusstlosen brannten noch weiter. Sie gaben genügend Licht ab, um sich orientieren zu können. Tommy erwachte zu einer fieberhaften Tätigkeit. Zunächst brachte er den wertvollen Schädel in Sicherheit. Dann kümmerte er sich um Killing Star. Aus seiner Tasche holte er das gefährliche Messer. Für einen Moment starrte er den New Yorker Straßenmugger an. Der hatte Tommy töten wollen. Jetzt hätte

er ihn ins Jenseits schicken können, aber das ließ er bleiben. Was die beiden erwartete, war schlimmer als der Tod.

Moore ging zu Jackson. Dessen Stirn zeigte eine breite Platzwunde, aus der zwei dünne Blutfäden rannen. Tommy schob seine Hände unter Jacksons Achselhöhlen und zog den schweren Körper dorthin, wo auch Killing Star lag. Friedlich >schliefen< die beiden Schläger nebeneinander. Tommy dachte an sein Beutemesser. Es war für ihn ungemein wichtig geworden. Fast so wichtig wie der Schädel, den er ebenfalls holte und neben Killing Star stellte.

Dann hob Moore dessen Arm an. Er schob Pullover- und Jackenärmel zurück, damit die Haut frei lag. Tommy brauchte von diesem Mann etwas Bestimmtes.

Dessen Blut!

Der Schädel lag so unter dem Arm, dass sein weit geöffnetes Maul in die Höhe wies. Eine ideale Lage.

Tommy führte das Messer an den Arm heran. Der Lichtarm einer Taschenlampe erreichte die Klinge und gab ihr einen hellen, kalten Schein, der wie ein Spiegel wirkte.

Tommy stach zu. Gleichzeitig zog er die Klinge nach hinten, damit sich die kleine Wunde öffnen konnte. Augenblicklich fing sie an zu bluten. Die Tropfen sammelten sich, mussten der Schwerkraft Tribut zollen und fielen nach unten. Sie klatschten haargenau in das offene Maul des Vampirschädelns hinein, wo ein Zischen erklang, als sie verdampften und der Qualm aus dem Maul hervorquoll.

Einige Sekunden ließ Tommy das Blut tropfen, dann nahm er den Schädel und bewegte sich auf die andere Seite, wo Blue Boy Jackson auf dem Rücken lag und sich nicht rührte. Auch dessen Arm hob er an, schnitt eine Wunde in die Haut und ließ das Blut in das Schädelmaul tropfen. Nur so konnte er einen Vampir zum Leben erwecken, und wenn es auch nur ein Kopf war.

Auch dieses Blut zischte, als es zielsicher seinen Weg in das

geöffnete Maul fand. Abermals wölkte Rauch aus der Öffnung, vernebelte die Sicht auf die beiden Vampirzähne und brachte gleichzeitig einen Geruch mit, der sich aus einer Mischung von Blut und Moder zusammensetzte. Ein widerlicher Gestank.

Tommy machte es nichts aus. Er freute sich darüber, das gehörte zu seinem Plan, so hatte es in seinem alten Buch gestanden. Er wartete, bis die Wunde nicht mehr so stark blutete. Erst dann drückte er den Arm zurück und nahm den Schädel wieder an sich. Tommy hoffte nur, dass die beiden lange genug bewusstlos blieben, damit er seinen Plan bis zum Ende durchführen konnte.

Der Schädel und er waren jetzt wichtig. Im Buch hatte etwas von einer magischen Metamorphose gestanden, den der Totenkopf und sein Besitzer eingehen konnten und auch mussten. Wie dies genau vor sich ging, war Tommy unbekannt, er vertraute voll auf den Text. Mit beiden Händen hielt er ihn fest und spürte plötzlich die Wärme des Gebeins. Vor wenigen Minuten noch war der Schädel kalt gewesen, nun aber heizte ihn das kochende Blut von innen auf. Zudem strömte auch weiterhin Rauch aus dem Maul und verteilte sich flatternd in der klaren Nachtluft.

»Komm schon!« flüsterte Tommy erregt. »Verdammt, komm schon! Ich habe dich nicht umsonst hervorgeholt. Los, ich will, dass du deine Magie ausspielst! Wir werden eine Allianz eingehen, niemand kann uns dabei stören. Lass mich nicht im Stich!«

Und die Magie wirkte. Das Gebein veränderte seine Härte. Unter den Handflächen spürte Tommy, dass es weich wie Gummi wurde, als würde ein bestimmtes Leben in diesen knöchernen Schädel hineingleiten. Tommy konnte ihn kneten und formen wie eine Maske. Masken setzte man auf. Das genau war die Verbindung. Er hatte die Lösung gefunden. Vielleicht konnte er den Schädel über seinen Kopf und sein Gesicht ziehen, wobei er dann zu einem anderen wurde. Vor Erregung zitterten seine Hände. Er leckte sich die Lippen. Das

Gesicht schimmerte schweißnass. Ebenso glatt waren auch seine Hände, als er den knöchernen Vampirkopf anhob und den ersten Versuch wagte, ihn über seinen Kopf zu stülpen. Die weiche Masse war vorhanden. Nur verteilt sie sich momentan noch ungünstig. Tommy wartete noch, knetete den Schädel weiter durch und startete einen erneuten Anlauf.

Diesmal klappte es.

Für ihn war es wie ein kleines Wunder, als es ihm tatsächlich gelang, den Schädel über seinen Kopf zu stülpen. Das Gefühl war unbeschreiblich. Er kam sich vor wie im siebten Himmel, er hätte jubeln und schreien können vor Freude. Endlich hatte die Schwarze Magie auch bei ihm gefruchtet.

Wie eine zweite Haut konnte er sich den Vampirschädel über den Kopf streifen. Er zog und zerrte daran, als hätte er eine Gummimaske, und er spürte seine eigene Haut kaum noch. Die des Schädelns war mit seiner eine Verbindung eingegangen.

Besser konnte es überhaupt nicht laufen. War er Mensch, war er Vampir?

Weit öffnete er seinen Mund, bei dem die Lippen ebenfalls doppelt lagen. Aus der Öffnung drang ein fauchendes Geräusch, er spürte gleichzeitig eine Gier in sich, wie er sie noch nie erlebt hatte. Seine tastenden Finger fanden die beiden spitzen Ecken der weit hervorstößenden Vampirhauer. Ja, er war zu einem Blutsauger geworden. Er dachte so, er würde auch so handeln.

Die Gier in ihm hatte einen bestimmten Grund. Er brauchte Nahrung. Für einen Vampir bestand sie nur aus einem Stoff. Aus Blut!

Für Killing Star war die Welt ebenso untergegangen wie für Blue Boy Jackson. Aber Jackson hatte der Hieb nicht so hart getroffen wie seinen Kumpan, deshalb erwachte er auch früher aus seiner tiefen

Bewusstlosigkeit. In seinem Kopf schien sich ein gewaltiges Trommelfeuer von stechenden Schmerzen eingenistet zu haben, das sich besonders auf seine Stirnpartie konzentrierte. Jackson konnte sich zunächst an nichts erinnern. Erst allmählich blickte er besser durch und stellte fest, dass er auf dem Rücken lag und sein linker Arm in Ellenbogenhöhe ebenfalls schmerzte. Nur war es mehr ein Brennen und nicht zu vergleichen mit den harten zuckenden Stößen in seinem Kopf.

Was war geschehen?

Blue Boy strengte sich an. Er wollte die Zeit vor diesem verdammt Niederschlag nachvollziehen und hatte sehr große Mühe damit. Irgendwie kam er nicht klar. Dann bewegte er seinen rechten Arm zur Seite und fühlte plötzlich etwas Weiches. Wieder dauerte es seine Zeit, bis er herausgefunden hatte, dass es sich dabei um einen Körper handelte. Da lag jemand neben ihm.

Plötzlich war die Erinnerung da. Das konnte nur sein Freund Killing Star sein. Da er sich ebenfalls nicht rührte und keinen Kommentar abgab, ging Jackson davon aus, dass es Killing Star ebenfalls erwischt hatte. Dafür kam nur einer in Frage.

Tommy Moore! Er, der Schwächling, hatte ihn und Killing Star hinterrücks bewusstlos geschlagen.

Als Jackson dies klargeworden war, spürte er die Schmerzen in Kopf und Arm doppelt stark. Er musste zunächst einmal liegen bleiben und sich damit vertraut machen.

Sein Kumpan neben ihm rührte sich nicht. Blue Boy wollte auch nicht länger liegen bleiben und hier frieren. Er musste irgend etwas unternehmen. Wahrscheinlich hatte Moore den Schädel an sich genommen und war mit dem Wagen verschwunden. Er setzte sich hin. Plötzlich wurde ihm so schwindlig, dass er das Gefühl bekam, in einen Abgrund gerissen zu werden. Aber er zwang sich dazu, in der einmal eingenommenen Lage zu bleiben, und presste beide

Handflächen gegen die Wangen. Seine Ellenbogen fanden auf den Kniescheiben Platz.

Jetzt erst sah er die Wunde. Blue Boy Jackson kannte sich aus. Schon beim ersten Hinsehen fiel ihm auf, dass dieser Schnitt nur von einem Messer stammen konnte. Aber weshalb hatte ihm Moore die Wunde zugefügt? Ohne Grund tat er so etwas nicht.

In Reichweite lag eine der brennenden Taschenlampen. Er nahm sie an sich und leuchtete in die Dunkelheit. Sehr schwerfällig bewegte er dabei seinen rechten Arm und wunderte sich, dass der Lichtkegel ein Ziel traf, mit dem er niemals gerechnet hatte. Es war der Geländewagen!

Weshalb stand das Fahrzeug noch hier? Warum hatte es Moore bei seiner Flucht nicht mitgenommen? Oder war er gar nicht verschwunden?

Das wäre natürlich der absolute Hammer gewesen, aber daran glauben konnte Jackson nicht.

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn. Es war eine Angst, die jetzt hochgespült wurde und mit seinen Nerven spielte. Jemand hatte ihn und Killing Star ausgetrickst und verfolgte nun seine eigenen, gefährlichen Pläne. Sie waren verraten worden. Und Killing Star lag noch immer in tiefer Bewusstlosigkeit. Das musste sich ändern.

Er wollte seinen Freund schon anstoßen und auch durchrütteln, als er ein anderes Geräusch vernahm, das hinter ihm aufgeklungen war. Ein Schleifen, als würde etwas über den Boden gleiten, das aber noch sehr gedämpft klang. Schritte?

Blue Boy Jackson gehörte nicht zu den ängstlichen Typen. Er hatte die harte New Yorker Schule durchgemacht, nun aber beschlich ihn doch ein Gefühl der Panik. Gleichzeitig aber flackerte der Überlebenswille in ihm hoch.

Trotz seines Handikaps drehte er sich so rasch wie möglich im Sitzen um.

Da sah er die Gestalt! Grau, schwarz, Mensch oder Schatten? Sie konnte alles auf einmal sein, es gelang Blue Boy Jackson nicht, sie beim ersten Hinsehen zu identifizieren. Zudem litt er noch unter den verfluchten Kopfschmerzen, aber er fühlte, dass ihm der Unheimliche Böses wollte.

In London hatten sie sich mit neuen Messern eingedeckt. Jackson zog die Waffe, noch bevor er auf den Beinen stand. Die Klinge fuhr mit einem schnackenden Geräusch aus dem Griff. Dann stemmte er sich hoch. Jetzt war der traurige Ausdruck aus seinen Augen verschwunden. Spannung und Furcht nisteten in seinen Blicken. Als er atmete, drang aus seinem Mund ein pfeifendes Geräusch.

Jackson hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Der Schwindel und die Schwäche waren einfach zu stark. Manchmal glaubte er, zwei Gestalten zu sehen. Dann wiederum drückte sie sich zu einer zusammen und nahm an Breite zu.

Er wischte über seine Augen. Auch dort tuckerte der Schmerz, aber er wollte nicht aufgeben. Die rechte Hand mit dem Messer hatte er vorgeschoben. Wie ein Pfeil schaute die Klinge aus der Faust. Sie zielte auf die Mitte der sich nähernden Gestalt. War es Moore?

Jackson schaute genauer hin. Der Kopf verschwamm. Er war zu einer dunklen Masse geworden, aber die Gestalt konnte durchaus Tommy gehören. Wie war es möglich, dass sich ein Mensch so veränderte?

Er sprach ihn an. »He, bist du es, Moore?«

Der andere blieb stehen. Er breitete die Arme aus und präsentierte Jackson die offenen Handflächen, bevor er eine Antwort gab. »Ja, ich bin es, mein Freund!«

Jackson hatte das Gefühl, einen Schlag in den Magen bekommen zu haben. »Aber wie ist das möglich?« keuchte er. »Das kann doch nicht sein! Sich so zu verändern...«

»Der Schädel, Blue Boy. Der Schädel hat es ermöglicht. Du

wolltest ihn bekommen, aber er gehört mir.«

»Und wo ist er?«

Tommy schob sich näher. »Schau mich an, mein Freund. Dann wirst du ihn sehen.«

Jackson sagte nichts mehr. Er starrte der sich nähernden Gestalt ins Gesicht und wusste plötzlich Bescheid. »Das kann doch nicht wahr sein«, hauchte er. »Nein, das ist... Du hast ihn auf dem Kopf? Gibt es so etwas denn? Du hast...«

»Ja, er ist ein Teil von mir geworden.« Wieder kam Moore näher und riss sein Maul auf.

Und Jackson sah die beiden Vampirzähne, die spitz und etwas gekrümmmt aus dem Oberkiefer wuchsen. Sie waren da, um sich in den Hals der Menschen zu bohren und das Blut aus den Adern zu trinken und Kraft zu bekommen. War es eine Verkleidung? Nein, das konnte keine sein. Tommy hatte sich in einen echten Vampir verwandelt. Während Blue Boy Jackson dies klargeworden war, handelte er auch sofort. Er sprang auf die Gestalt zu und wollte ihr die Klinge in den Körper stoßen. Das Messer beschrieb noch einen Halbkreis, bis zu dem Augenblick, als sich Tommy wehrte. Jackson hatte die Bewegung nicht mitbekommen, er spürte nur die harte Fingerklammer, die sich um sein rechtes Handgelenk drehte, als wollte sie nicht mehr loslassen. Dennoch gab er nicht nach, nur schaffte er es nicht mehr, die Klinge nach vorn zu stoßen. Tommy war kräftiger, er drückte den Arm nach rechts zur Seite. Dabei lachte er noch. Es war ein rauhes, kaltes und gleichzeitig wissendes Lachen, denn er war der Stärkere in dieser Auseinandersetzung.

Jackson konnte nichts mehr tun. Nur noch ächzend stöhnen, als sich der glühende Schmerz durch sein Gelenk fraß, als wollte er den oberen Arm in Brand setzen. Wenn Tommy so weiter drückte, brach er ihm den Arm. Doch Moore wollte etwas anderes.

Blue Boy hatte das Messer schon fallengelassen, als ihn der

Veränderte nach vorn zog. Dies geschah mit einem heftigen Ruck und konnte auch nicht mehr ausgeglichen werden.

Jackson fiel Moore in die Arme. Zum erstenmal sah er das schreckliche, schwarzgraue Gesicht aus allernächster Nähe. Es war eine furchtbare Fratze, wie aus Teer modelliert und zusammengeknetet, mit zwei Augen in der oberen Hälfte, die einen roten, fast teuflisch zu nennenden Schein bekommen hatte. Im extremen Kontrast dazu standen die beiden langen, beinahe schneeweiss blinkenden Vampirzähne, die sich blitzschnell nach vorn drückten und genau ins Ziel trafen.

Blue Boy Jackson spürte den ersten bösen, ziehenden Schmerz an seiner linken Halsseite. Sekundenlang stand er noch auf eigenen Beinen, wobei er mehr im Griff des Blutsaugers hing. Dann wurden seine Knie weich. Er sackte zusammen, das Gefühl aber ging bereits unter in einem dichten, dunklen Tunnel.

Tommy Moore hatte sein erstes Opfer gefunden. Minuten später ließ er von ihm ab, richtete sich auf, stellte sich aufrecht hin und lachte böse und grausam auf, während er dabei noch über seine gummiartigen Lippen wischte.

In der Nähe vernahm er ein leises Rascheln und drehte sich gemächlich um. Jetzt konnte ihm niemand mehr gefährlich werden. Weder Mensch noch Tier. Das Rascheln stammte von Killing Stars Schritten. Der junge Mann war aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht, hatte sich aufgerafft und schien mitbekommen zu haben, wie sein Freund gestorben war. Jedenfalls war er dabei zu fliehen.

Tommy lächelte und schüttelte leicht den Kopf. Es wirkte grotesk, wie Killing Star versuchte, ihm zu entwischen. Er war noch immer leicht benommen und lief in Schlangenlinien auf den Wagen zu, seiner einzigen Rettung.

Tommy ließ sich Zeit. Trotzdem erwischte er Killing Star, als dieser sich in Höhe des linken Vorderrads befand. Blitzschnell griff

der Vampir zu. Killing Star schrie wie verrückt, als ihn Tommy über die Motorhaube drückte und mit einer Hand so festhielt, dass sein Opfer nicht mehr hochkommen konnte.

Obwohl sich Killing Star strampelnd wehrte, gab ihm Tommy nicht die Spur einer Chance. Auch ihn machte er zu einem lebenden Toten, den er anschließend von der Haube rollte und auf den Grasboden des Hügels fallen ließ. Er schaute zum Mond hoch. In seinen Augen lag der kalte Silberglanz des Gestirns und gab ihm die nötige Kraft. Zudem hatte er das Blut der Menschen zu sich genommen.

Tommy Moore empfand dieses Leben als wunderbar. Um die beiden Opfer kümmerte er sich nicht. Er hatte die Saat gelegt, die sich bald öffnen würde. Nur einmal noch dachte er an sie. Das war beim Einsteigen in das Fahrerhaus. »Jetzt könnt ihr euch um die Polizisten kümmern. Alles andere ist mir egal«

Er griff in sein Gesicht und zog die Vampirhaut ab wie eine Pelle. Hervor kam das normale Gesicht eines jungen Mannes. Sogar seine Brille hatte er nicht verloren. Einer Rückkehr nach New York stand nichts mehr im Wege...

Suko und ich hatten einen bescheidenen Tag hinter uns und waren am Abend entsprechend frustriert. Wir wussten, dass sich Moore in London aufhielt. Wir hatten uns mit den Fluggesellschaften in Verbindung gesetzt. Bei der PanAm-Passagierliste war sein Name aufgeführt gewesen. Ob er allein oder in Begleitung gereist war, konnte niemand sagen, jedenfalls hatten wir seine Spur verloren.

Der geheimnisvolle Anrufer hatte sich bei mir auch nicht mehr gemeldet, obwohl ich davon ausging, dass er und Moore unter einer Decke steckten. Dieser Tommy hatte etwas vor. Leider besaßen wir keinen einzigen Hinweis, so dass wir nach wie vor im Dunkeln tappten und uns schwarz ärgern konnten.

Wir hatten nur eine stille Fahndung nach Moore ankurbeln können.

Auf den Flughäfen wusste man Bescheid, da wir davon ausgingen, dass sich Tommy irgendwann wieder in Richtung New York absetzen würde. Die beiden Grabschänder hatten wir laufen lassen. Sie würden noch ein Verfahren an den Hals bekommen und wahrscheinlich eine Geldstrafe zahlen müssen. Von Osborne hatten wir auch nichts mehr gehört. Auf ihn setzte ich auch nicht viele Hoffnungen.

So machten wir dann gegen 18 Uhr Feierabend. Glenda war schon weg, Sir Powell ebenfalls. Als wir das Yard-Gebäude verließen, spürten wir den ersten Hauch des Frühlings. Das Thermometer zeigte bereits zweistellige Werte. Noch war es hell, mir ging es plötzlich wieder besser, und auch Suko lächelte in den Sonnenschein.

»Was hast du?« fragte er mich.

»Keine Lust.«

»Zum Arbeiten?«

Ich reckte mich. »Auch das. Aber ich habe keinen Bock darauf, nach Hause zu gehen.«

»Sondern?«

»Wir nehmen noch einen kleinen Schluck zur Brust, fahren mit dem Rover nach Hause, stellen ihn ab und gehen zu Fuß.«

»Einverstanden. Und wohin?«

»Zum Twenty.« Das Lokal hieß deshalb so, weil es dort zwanzig Biersorten zur Auswahl gab.

Suko nickte. »Einverstanden. Haben die auch Mineralwasser?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Hast du nicht genug Läuse im Bauch?«

Er lachte. »Was soll Sir James dann sagen?«

»Der trinkt auch kohlensäurefreies Wasser.«

»Das schmeckt wie eingeschlafene Füße.«

»Stimmt auch wieder.«

Wir holten den Dienst-Rover und quälten uns durch den

abendlichen Verkehr. Spaß machte es nicht, doch als Einwohner von London ist man an den Stop-and-go-Verkehr gewöhnt, so dass ich mich an diesem Abend darüber nicht einmal aufregte.

Wir fuhren erst gar nicht hoch in die Wohnung und gingen sofort in Richtung »Twenty«. Der Laden war, wie immer um diese Zeit, proppenvoll. An der langen Theke drängten sich die durstigen Gäste, und »Snoopy«, der Wirt und ehemalige Boxer, stand unter Hochspannung.

Seine beiden Kellner schwitzten um die Wette. Ganz in der Ecke und nahe der Toilettentür wurden zwei Plätze frei. Dort konnten wir einen Feierabend-Schluck nehmen. Ich bestellte mir diesmal ein Dortmunder Bier, das herrlich zischte, und dachte dabei an einen Fall, den ich vor kurzem in dieser Ruhrgebietsstadt erlebt hatte.[\[2\]](#)

Das erste Glas war schnell leer, ich hielt mich beim zweiten länger auf, und allmählich ging es mir besser. Das merkte auch Suko. »Du siehst entspannter aus.«

»Ich fühle mich auch so.«

»Und der Anruf?«

Ich winkte ab. »Vergiss ihn! Wahrscheinlich irgendein Witzbold, der sich wichtig machen wollte.« Suko hab die Schultern.

»Oder denkst du etwa anders?« fragte ich.

»Vielleicht.« Suko nahm einen Schluck Mineralwasser. »Hier bahnt sich meiner Ansicht nach etwas an oder hat schon stattgefunden, wir laufen immer hinterher. Zudem verlieren wir zu viel Zeit.«

Ich nahm noch einen Schluck und trank das zweite Glas leer. Das dritte bekam ich automatisch gefüllt. »Du redest, Suko, als würdest du mehr wissen.«

»Nein. Ich nehme nur an, dass sich in unserer feinen Stadt etwas tut. Mit den Knochen hat es begonnen...«

»Und wie wird es enden?«

»Das ist eben die Frage.«

Ich trank den ersten Schluck vom frisch gefüllten Glas. Dann schüttelte ich den Kopf. »Vorhin hast du bei mir von einem Entspanntsein gesprochen. Du kommst mir so vor, als wärst du innerlich das Gegenteil davon. Oder irre ich mich?«

»Nein.«

»Dann bin ich ja zufrieden.«

Suko brachte das Thema in eine andere Richtung. »Ob dieser Osborne uns alles gesagt hat?«

»Du traust ihm nicht?«

»Das kann man so nicht behaupten. Ich rechne jedenfalls damit, dass Moore nicht nur Kunde bei ihm war. Wer so etwas kauft wie dieser New Yorker, der muss zu seinem Händler schon ein persönliches Verhältnis haben. Anders kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Wir werden uns morgen um Osborne kümmern.«

»Und Moore ist mittlerweile verschwunden.«

»Ja, damit rechne ich trotz der stillen Fahndung. Es gibt genügend Schlupflöcher, durch die er entwischen kann.«

Suko gab keinen Kommentar mehr. Auch die nächsten Minuten vergingen schweigend. Das Lokal füllte sich immer mehr. Rauchschwaden hüllten das Innere ein wie ein Herbstnebel. Jeder redete mit jedem, der Wirrwarr der Stimmen wirkte irgendwie einschläfernd. Ich wischte über meine Augen.

»Willst du noch bleiben?« fragte Suko.

»Nein, ich zahle.«

Andere Gäste waren froh, dass sie unsere Plätze einnehmen konnten. Ich freute mich über den kurzen Spaziergang. Wir nahmen den offiziellen Eingang, der Portier bestaunte uns und wunderte sich. Zusammen hatte er uns selten kommen sehen. Er wünschte noch eine gute Nacht. Ich war auch müde. Vielleicht die Frühjahrsmüdigkeit oder die langen Stunden im Büro. Im Flur trennten wir uns.

»Zur üblichen Zeit morgen?« fragte Suko noch.

»Aber immer.«

»Okay denn.« Er schlug gegen meine Schulter.

Ich betrat das leere Apartment, schaltete das Radio ein und hörte den Klängen einer Popgruppe zu, während ich mich auszog und unter die Dusche stellte, um den Büromief abzuspülen. Meine Kleidung roch nach Rauch und kaltem Bier. Sie konnte zunächst einmal lüften. In den Bademantel gehüllt und ein Stück im Mikrowellenherd aufgewärmte Pizza in der Hand, ließ ich mich in den Sessel fallen, aß und streckte die Beine aus. Alkohol wollte ich nicht mehr trinken. Die Pizza spülte ich mit Saft runter.

In der Glotze lief ein Film, der mich nicht interessierte. Ich schaute mir die Nachrichten an, erfuhr auch nichts Gutes und dachte daran, früh ins Bett zu gehen.

Diesen Vorsatz hatte ich auch dann noch, als sich das Telefon meldete. Mit müder Stimme meldete ich mich. Der Anrufer sollte merken, dass ich nicht viel Lust hatte.

»Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Osborne hier. Leo Osborne. Sie erinnern sich an mich?«

»Und ob, Mr. Osborne. Was gibt es denn? Ist Ihnen inzwischen etwas eingefallen?«

»Das nicht gerade, aber ich bin noch in meiner Firma...« Seine Stimme klang nicht mehr so forsch wie bei unserem Kennenlernen.

»Da gefällt mir einiges nicht.«

»Reden Sie schon.«

»Ich glaube, dass ich unter Beobachtung stehe.«

»Und wer beobachtet Sie?«

»Zwei Kerle. Sie lauern in der Dunkelheit.«

Noch war ich nicht alarmiert. »Haben Sie die beiden denn gesehen?«

»Nicht nur das. Ich habe sie sogar erkannt, Mr. Sinclair. Und jetzt halten Sie sich fest. Das sind Tommy Moores Helfer. Er war ja bei mir. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das gesagt habe. Seine beiden Helfer hatte er mitgebracht. Deshalb kenne ich Sie ja auch. Sie treiben sich jetzt auf meinem Firmengelände herum. Ich konnte sie deshalb erkennen, weil sie durch die Scheibe geschaut haben und...«

»Mr. Osborne«, sagte ich eindringlich. »Sie sitzen jetzt in ihrem Büro?«

»Ja.«

»Dann bleiben Sie dort um Himmels willen sitzen, und lassen Sie keinen hinein außer mir.«

»Gut, ja. Wie schnell können Sie bei mir sein?«

»Fliegen kann ich auch nicht. Es wird eine Weile dauern. Mal schauen, wie ich durchkomme.«

Ich hatte drei Gläser Bier getrunken, es waren kleine gewesen, zudem hatte ich zwischendurch etwas gegessen und fühlte mich fahrtüchtig. Suko brauchte ich nicht aus dem Bett zu werfen, er war noch auf. Ich machte ihn mobil, während ich in meine Klamotten fuhr. Als wir im Wägen saßen, grinste mein Partner.

»Was hast du?«

»Jetzt fühlst du dich besser, wie?«

Ich nickte. »Das kann ich nicht bestreiten. Vielleicht bekommen wir in dieser Nacht noch die große Chance.«

»Es wäre uns zu wünschen.«

Als Leo Osborne den Hörer auflegte, war seine Hand schweißnass. Der große Mann zitterte am gesamten Körper. Eigentlich war es schwer vorstellbar, dass diese wuchtige Gestalt zu einem Nervenbündel wurde, aber die letzte Stunde war die bisher schrecklichste in seinem Leben gewesen.

Er hatte Besuch bekommen. Die beiden New Yorker waren bei ihm

erschienen. Sie wären im Prinzip für ihn kein Problem gewesen, aber sie hatten sich auf schreckliche Art und Weise verändert. Zuerst hatte er noch an eine Verkleidung geglaubt, bis sie ihm klarmachen konnten, dass die Zähne nicht von einem künstlichen Vampirgebiss stammten, sondern echt waren.

In seinem Büro hatten zwei Vampire gestanden und bewiesen, welche Kräfte sie besaßen.

Er hatte sich gewehrt, war aber gegen ihre Schläge nicht angekommen und musste klein beigegeben. Er hatte den Bullen, wie sie sagten, herlocken sollen. Und das war ihm gelungen.

Sie lauerten nicht draußen, sondern hinter ihm im Halbdunkel, wo der Schein der Schreibtischleuchte nicht mehr hinreichte. Es war ein verdammt komisches Gefühl, sie im Rücken zu wissen. Mehr als einmal war über Osbornes Körper ein kalter Schauer gelaufen. Auch jetzt hörte er ihre Schritte, als sie sich ihm näherten. Er wagte aber nicht, sich umzudrehen. Statt dessen begann sein Herz schneller zu schlagen. Vampire wollen Blut - Menschenblut. Und er war ein Mensch. Was sollte sie daran hindern, ihn zu überfallen und ebenfalls zu einem Vampir zu machen.

Direkt hinter seinem Stuhl verstummt die Schritte. Osborne saß vorgebeugt, so lag die Rückenlehne frei. Auf deren Rand legte Killing Star beide Hände. Er atmete nicht. Wenn er sprach, redete er fließend und auch mit einem leicht drohenden Unterton in der Stimme. »Wird der Bulle zu dir kommen, Osborne?«

»Ja, er hat es mir versprochen.«

»Wann ist er hier?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wenn er kommt, wirst du ihn in die Halle führen und ihm erklären, dass du uns dort hineingehen sehen hast. Ist das klar?«

Osborne schwitzte noch mehr. »Ja, ich habe verstanden.«

»Gut, dann führe uns jetzt hin.«

Der Spediteur setzte sich steif hin. »In die Halle?« fragte er.

»Wohin sonst?«

Osborne stand auf. Er tat es schwerfällig. Noch immer zitterte er vor Angst. Er dachte daran zu fliehen, wenn die Bullen kamen. Falls er dann noch lebte.

Der Vampir war zurückgetreten, um ihm Platz zu machen. Blue Boy Jackson wartete an der Tür. Er war ebenso bleich wie sein Kumpan. Die Augen glänzten wie Kohlenstücke, die jemand mit Lack beschmiert hatte. Sein Mund stand offen. Die beiden längeren Vampirzähne drückten mit ihren Spitzen in die weiche Unterlippe. Aus der Schublade nahm Osborne noch den Schlüsselbund und ging vor. Hinter sich hörte er die schleichenden Schritte der Untoten. Um in die Halle mit der langen Laderampe zu gelangen, musste er über den Hof, auf dem nur eine der fünf Halogenlampen brannte. Die anderen strahlten nur auf, wenn des nachts Fahrzeuge beladen wurden.

»Halt dich im Schatten«, wurde ihm gesagt. »Du weißt ja, wir mögen kein Licht.«

»Ich verstehe.«

Osborne tat alles, um die Vampire nicht zu reizen. Er kam sich vor, als würde er selbst neben sich hergehen und eigentlich nur einen Alptraum erleben. Leider gab es kein Erwachen in einem weichen Bett. Er musste das Grauen weiterhin miterleben. Dabei lauschte er dem Klang seiner Schritte. Auf dem Pflaster verhallten sie schnell. Die einzige Lampe brannte rechts von ihm. Sie zeichnete einen bläulichweißen Lichtkegel in die Luft.

Zwei Lastwagen standen auf dem Hof. Sie sollten morgen erst beladen werden und noch nach Schottland fahren. Auch die breiten Stahltürnen der Rampe waren geschlossen. Um in die Halle zu gelangen, mussten sie die Rampe hinter sich lassen, eine schmale, von einem Eisengeländer beschützte Treppe hochgehen und die Tür

aufschließen. Etwas schwerfällig schwang sie nach innen. Osborne blieb zögernd auf der Schwelle stehen. Dicht hinter ihm hielten sich die beiden Untoten auf.

»Sind Menschen in der Halle?« wurde er gefragt.

»Nein, niemand.«

»Geh vor!«

Osborne betrat das stockdunkle Innere. Er wollte Licht machen. Als seine Hand den Schalter berührte, spürte er plötzlich die kalten Finger auf seiner Haut. »Nein, kein Licht, mein Lieber. Wir finden uns im Dunkeln gut zurecht.«

»Natürlich!«

Der zweite Vampir ging an ihm vorbei. Er lief fast lautlos und auch geduckt. Die Umrisse der hohen Container an der linken Seite waren nur mehr zu ahnen. Gegenüber befanden sich Hochregale. Sogar ein Gabelstapler war vorhanden. Die anderen vier standen draußen. Die Finger des Blutsaugers lösten sich von Osbornes Hand und wanderten über seinen Rücken bis hoch zum Nacken, wo sie fest zugriffen und wie eine eiskalte Klammer wirkten.

»Wenn du uns reinlegen willst, merken wir das sofort. Dann werden wir dich vernichten. Hast du mich verstanden?«

»Ja!«

»Sobald der Bulle bei dir erscheint, schickst du ihn in die Halle. Alles andere machen wir.«

»Und was passiert, wenn er tot ist?«

Der Vampir lachte. »Er wird sterben und zu einem neuen Leben erwachen«, erklärte er flüsternd. »Das begreifst du doch - oder?«

»Nein.«

»Spielt auch keine Rolle. Geh jetzt wieder in dein Büro und warte auf den Bullen.« Der Griff löste sich, Osborne atmete wieder durch und zog sich erst zurück, als auch der zweite Vampir die Halle betreten hatte und mit der Dunkelheit verschmolzen war.

Leo zog sich zurück. Ihn störte schon das Quietschen, als er die Tür schloss. Über die Stufen der Treppe stolperte er hinweg. Danach rannte er fluchtartig auf sein Bürogebäude zu und ließ sich schwer atmend auf den Schreibtischsessel fallen.

Seine Augen hatten einen stumpfen Blick bekommen. Er wusste nicht, ob er sich richtig verhalten hatte. Sollte er Sinclair nicht doch warnen, wenn er kam?

Osborne kam zu keinem Ergebnis. Zudem gelang es ihm nicht, seine wirren Gedanken zu konzentrieren. Aus dem Schrank holte er eine halbvolle Flasche Gin. Er setzte sie an und trank das Zeug wie Wasser. Danach wartete er mit flatternden Nerven...

Nicht nur ich, auch Suko wunderte sich darüber, dass auf dem Ladehof der Spedition nur eine Lampe brannte und der größte Teil des Geländes im Dunkeln lag. Wir folgten dem Verlauf des Scheinwerferteppichs und stoppten neben dem Bürogebäude, um auszusteigen.

»Hier riecht es so komisch«, sagte Suko beim Aussteigen.

»Wieso?« Ich atmete laut durch die Nase ein. »Nach einer Falle riecht es hier.«

»Meinst du?«

Der Inspektor schnippte mit den Fingern. »So etwas ist mir in Fleisch und Blut übergegangen.«

»Wenn du das sagst.« Ich war schon vorgegangen und schaute auf die Scheibe, hinter der Licht brannte. Osborne saß an seinem Schreibtisch, hatte unsere Ankunft jedoch bemerkt und erhob sich. An der Bürotür trafen wir zusammen.

Ich roch zunächst seine Ginfahne, sagte aber nichts. Osborne ging rückwärts in sein Büro, wo nur eine Lampe brannte, die zudem auf dem Schreibtisch stand.

»Sie sind sehr unvorsichtig«, sagte ich. »Weshalb?«

»Man kann Sie vom Hof aus gut sehen. Ich glaube kaum, dass Ihre Scheiben schusssicher sind. Wenn es jemand tatsächlich auf Sie abgesehen hat, ist es für ihn ein leichtes, Sie mit einem gezielten Schuss aus dem Weg zu räumen.«

»Da... daran habe ich nicht gedacht.«

»Es ist auch nichts passiert«, sagte Suko, der erst jetzt das Büro betrat und von Osborne staunend angeschaut wurde.

»Sie... Sie sind zu zweit?«

»Ja.« Suko lächelte. »Passt Ihnen das nicht?«

»Doch, doch, ja...« Er hob die Schultern. »Ich habe mich nur darüber gewundert, wo ich doch nur Mr. Sinclair angerufen habe.«

»Es geht nichts über Teamarbeit«, erklärte ich. »Wo stecken die beiden Typen?«

»Ich habe sie noch einmal entdeckt, nachdem ich mit Ihnen sprach. Sie sind auf die Lagerhalle zugegangen.«

Ich wunderte mich. »Ist dort nicht abgeschlossen?«

»Nein, das wollte ich. Aber dann sah ich die Kerle und traute mich einfach nicht mehr hinaus.«

»Sehr seltsam«, sagte Suko und ließ seine Blicke an Osbornes Gestalt auf und nieder gleiten. »Ein Mann Ihrer Statur, der sich bestimmt nichts gefallen lässt, hat vor solchen Typen die Hose voll.«

»So können Sie das nicht sagen. Ich habe Ihnen nicht alles erzählt. Die beiden machen einen verdammt gefährlichen Eindruck. Moore hat richtige New Yorker Gangster mitgebracht.«

»Ist er nicht gekommen?« fragte ich.

»Nein. Ihn sah ich nicht.«

»Und die beiden sind noch in der Halle?« erkundigte sich der Inspektor.

»Ich habe sie nicht wieder herauskommen sehen.« Osborne gab die Antwort sofort nach der Frage.

Suko runzelte die Stirn. Ich kannte meinen Freund sehr gut. Er traute

dem Braten nicht. Zudem war Osborne mehr als nervös.

»Sind Sie eigentlich bedroht worden?« fragte der Chinese.

»Nein, wieso?«

»Weil Sie so ängstlich wirken.«

Osborne suchte nach einer Antwort. »Ich sagte Ihnen doch. Die Typen sahen aus wie Killer.«

»Woher wissen Sie das denn?«

»Aus Filmen.«

Mein Partner winkte ab und drehte sich um. Er ging schon vor. Ich sprach noch zwei Sätze mit Osborne und fand Suko draußen neben dem Eingang, wo es dunkel war.

»Irgend etwas stimmt hier nicht, glaub mir.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

Wir hörten Schritte. Osborne kam trotzdem zu uns. »Ich möchte Ihnen noch den Weg zeigen.«

»Wir gehen über die Rampe.«

»Nein, Mr. Sinclair. Der Seitenausgang ist besser.«

Ich fragte nicht nach den Gründen, dachte mir aber meinen Teil und dachte auch daran, dass eine erkannte Gefahr nur eine halbe Gefahr ist. Sollte uns Osborne in eine Falle führen wollen, würden wir dafür sorgen, dass sie nicht zuschnappte.

An der Rampe gingen wir vorbei. Ich hielt mich neben dem Spediteur, während Suko einen Schritt zurück blieb und mir praktisch den Rücken deckte. Die Seitentür war relativ schmal. Beim Aufziehen knarrte sie. Suko und ich traten nach rechts und links weg, während Osborne auf der Schwelle stehen blieb.

»Wollen Sie mit?« fragte ich flüsternd.

»Nein.«

»Hatten die Kerle Waffen?«

»Ich habe keine gesehen.« Er zog sich zurück, um uns den Vortritt zu lassen.

Suko war am schnellsten. Er huschte schattenhaft in die Halle und duckte sich sofort. Ich stand noch in Deckung, wartete einige Sekunden, und als nichts geschah, folgte ich meinem Freund. Neben ihm blieb ich hocken. Die Tür hatten wir nicht geschlossen. Ihre Maße zeichneten sich als graues Rechteck ab. In der Dunkelheit konnten wir die Größe der Halle nicht einmal ahnen. Es wäre fatal gewesen, sich im Finstern zu bewegen, zudem noch in einem unbekannten Gelände, deshalb brauchten wir zunächst einmal Licht.

»Neben der Tür habe ich mehrere Schalter gesehen«, wisperte Suko.

»Ich werde den Burschen mal heimleuchten.«

»Das mach mal.«

Suko zog sich geduckt zurück. Ich drehte mich nicht um, wartete gespannt auf die Helligkeit, die nicht kam. Dafür kehrte Suko zurück.

»Nichts!« zischte er. »Ich habe alle Schalter durchprobiert. Die scheinen den Strom unterbrochen zu haben.«

Ich lachte leise. »Eine ideale Falle.«

»Aber die können im Dunkeln auch nicht sehen.«

»Sie werden sich vorher mit der Umgebung vertraut gemacht haben.«

»Wie gehen wir vor?«

»Eine Trennung wäre am besten.«

»Okay. Hast du deine Minilampe?«

»Sicher.«

»Ich auch.« Suko schlug mir auf die Schulter. »Mach's gut dann, Alter.«

Mehr brauchten wir nicht zu sagen. In der Vergangenheit waren wir ein gut eingespieltes Team geworden. Wir verstanden uns gewissermaßen blind.

Wenn es sein musste, konnte sich Suko lautlos bewegen, wie ein anschleichender Apache. Ich wartete einige Sekunden und tauchte

nach links weg, hinein in die Finsternis, die sehr bald schon eine gewisse Gestalt annahm, denn vor mir schimmerte eine hohe Wand. Ich tastete ein Stück davon ab und stellte fest, dass es sich um einen Alu-Container handelte. Es war schlecht, dass die Halle keine Fenster besaß. So sickerte auch kein graues Restlicht in das Innere, und Augen wie eine Katze hatte ich auch nicht.

An der Breitseite des Containers schlich ich entlang und blieb stehen, als ich die Ecke erreicht hatte. Ich überlegte, wie das Innere der Halle aussehen konnte.

Man brauchte Platz. Nicht allein für die hier lagernden Waren, auch Platz, um sie laden zu können. Oft genug bewegten sich auch Fahrzeuge oder Transportbänder durch ein so großes Lager. Deshalb ging ich davon aus, dass sich zwischen den beiden Wänden noch ein relativ großer Zwischenraum befand.

An dieser, meiner Seite, schienen nur die Container zu stehen. Ich wollte aber die gesamte Halle durchqueren.

Die Beretta hatte ich noch nicht gezogen. Mit der rechten Hand holte ich die kleine Leuchte hervor. Noch deckte mich der Container. Suko hatte sich noch nicht durch ein Lichtzeichen bemerkbar gemacht. Ich aber riskierte es.

Der Strahl war sehr hell. Er schnitt hinein in das Dunkel und huschte auch über den grauen Hallenboden hinweg, auf dem ich schwarze Streifen sah. Reste oder Spuren von Gummirädern, die meine Blickrichtung kreuzten und in Richtung Rampe führten. Ein Hindernis entdeckte ich nicht.

Das Licht hatte vielleicht drei Sekunden gebrannt, bevor ich es wieder löschte. Mit angehaltenem Atem startete ich, lief die ersten Schritte schnell, um dann langsamer zu werden, weil ich das Gefühl hatte, mich in der Hallenmitte zu befinden.

Es war natürlich risikoreich von mir gewesen, mich deckungslos hinzustellen, aber die andern beiden konnten auch nicht mehr sehen

als ich. Darauf vertraute ich.

Links von mir hörte ich das Geräusch. Es war urplötzlich aufgeklungen, schwer zu identifizieren. Ich würde es als hohes Summen oder Singen ansehen, das sich sehr schnell näherte. Ich rechnete mit einem dieser Gabelstapler, wollte es trotzdem genau wissen und leuchtete nach links. Es war dieses Gefährt, und es war verdammt schnell! Von wem es gefahren wurde, konnte ich nicht erkennen, ich sah nur die beiden langen Zinken, die so hoch standen, dass sie mich ungefähr in Brusthöhe erwischt hätten.

Mit einem tigerhaft anmutenden Satz sprang ich zur Seite und hörte gleichzeitig Sukos Stimme durch die Halle klingen. »Ich habe den zweiten bei mir.«

Das nahm ich wahr, als ich bereits rannte. Meine Sohlen hämmerten auf den grauen Boden, während hinter mir das Singen anschwoll. Das Gefährt fuhr schneller, als ich rennen konnte. Wenn ich nicht auswich, hatte es mich in wenigen Sekunden erreicht und aufgespießt. Ich hielt die Lampe eingeschaltet in der Hand und folgte dem tanzenden Strahl. Er huschte nicht nur über den Boden, traf auch ein Ziel, und zwar an der zweiten Hallenwand ein Hochregal-Lager, in dem zahlreiche Paletten standen. Manche waren beladen, andere wiederum leer. Ein hoher Schrei zitterte durch die Halle. Er war dort aufgeklungen, wo ich auch Sukos Stimme vernommen hatte, glaubte aber nicht, dass es mein Partner war, der so geschrien hatte.

Ich riskierte noch einen Blick über die Schulter nach hinten, und das war gut so, denn der Gabelstapler hatte verdammt aufgeholt. Ein gewaltiges Ungetüm, ein Ungeheuer aus Stahl mit seinen vorstehenden breiten und auch spitz zulaufenden Zungen, die mir keine Chance gelassen hätten. Vor mir erschien das Regal. Kastenförmig wuchs es in die Höhe, und ich warf mich mit einem gewaltigen Satz genau in dem Moment nach rechts, als mich die Zinken fast berührt hätten.

Hoffentlich reichte der Sprung aus. Ich lag in der Luft, spürte den Wind, als der Stapler an mir vorbeifuhr, schlug dann auf und hatte das Gefühl, einen brutalen Schlag bekommen zu haben, der meinen Körper von den Zehenspitzen bis zum Haarsatz erfasste.

Ein infernalisches Krachen lenkte mich von meinen eigenen Sorgen ab. Es erklang, als ich über den Boden rollte, auf die Knie hochkam und dorthin leuchtete, wo der Gabelstapler in das Hochregal hineingerast war.

Die einzelnen Teile des Regals bestanden aus Metall. Sie waren verbogen und sahen aus wie ein modernes Kunstwerk. Einiges hatte dem Druck nicht standhalten können und war ineinandergekracht. Die beiden Zinken hatten sich in das Holz einer leeren Palette gebohrt und sie hochkant gestellt.

Mich interessierte natürlich der Fahrer. Einen Aufprall wie diesen überstand man kaum ohne Verletzungen. Der Lichtstrahl zuckte hin und her, glitt auch über den schmalen Fahrersitz, den ich leer fand. Wo steckte der Bursche?

Ich zog meine Waffe und näherte mich dem Fahrzeug. An der rechten Schulter spürte ich das Ziehen. Dort war ich unglücklich aufgeprallt, aber die nächsten Ereignisse lenkten mich von diesem Problem ab.

Plötzlich war der Fahrer da. Ich sah ihn, als ich nur einen Schritt vom Stapler entfernt stand. Er hatte über mir gelauert, auf einer der verbogenen Ladeflächen des Hochregals, und er sprang von oben herab wie ein Panther auf mich zu.

Weg kam ich nicht mehr. Mit beiden Fäusten erwischte er mich und schleuderte mich gegen die Breitseite des Gabelstaplers. Bevor ich mich zurechtfand, packte er schon meinen rechten Arm, wuchtete ihn hoch und wieder nach unten, so dass mein Gelenk gegen die hohe Außenkante des Staplers prallte.

Ich öffnete die Faust, die Beretta fiel nach unten und hörte

gleichzeitig ein mir bekanntes fauchendes Geräusch. So wild und triumphierend machten sich Wesen bemerkbar, die eigentlich ins Reich der Schatten gehörten.

Vampire.

Suko hatte seine Lampe nicht eingeschaltet. Schlangengleich fand er auch im Dunkeln seinen Weg. Es war Zufall, denn auch er konnte im Finstern nicht sehen.

Der Chinese geriet in den Bereich der Halle, wo keine Container standen, sondern Fässer und menschenhohe Holzkisten. Mit den Handflächen strich Suko an den äußeren Rundungen der Fässer entlang und suchte nach einer Lücke.

Er fand sie nicht, aber zwischen den Kisten befand sich ein Weg. Der Inspektor blieb stehen. Die Lücke war schmal, auch völlig finster. Sie eignete sich hervorragend als Falle, in die Suko möglichst nicht hineintappen wollte. So blieb er stehen und lauschte. Von seinem Freund John war nicht viel zu hören. Klar, auch er würde sich langsam und vorsichtig bewegen. Dafür entdeckte Suko plötzlich den hellen Lichtkanal. John hatte seine Leuchte eingeschaltet und strahlte in die Hallenmitte. Ein Ziel fand er dort auch nicht. Dem Chinesen blieb nichts anderes übrig, als in den schmalen Gang einzutauchen. Er lief ihn rasch hindurch und befand sich danach schon nahe der Rampe, nur mehr getrennt durch die Tore.

Da hörte er Schritte. Nicht einmal leise, eher tappend. Es war schlecht festzustellen, wo sie aufgeklungen waren. Jedenfalls nicht allzu weit entfernt, wahrscheinlich noch zwischen den Kisten. Er brauchte Licht.

Auch Suko holte die kleine Lampe hervor. Als sie brannte, drehte er sich sehr schnell, bewegte den Strahl und traf plötzlich ein Ziel. Ein bleiches Gesicht erschien im Kegel. Der Mund stand so weit

offen, dass Suko die beiden Vampirzähne deutlich erkennen konnte, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Der Blutsauger stand breitbeinig zwischen zwei Kisten und hielt die Arme vorgestreckt, wobei er die Hände noch gespreizt hatte, als wollte er irgend etwas greifen.

Der plötzliche Schrei deutete auf einen Triumph hin, den er verspürte, als er Suko sah. Endlich ein Mensch! Und er griff an. Suko war ein alter Hase, der sich auch beim Anblick eines Vampirs nicht in die Hosen machte, auch wenn dieser aussah wie ein New Yorker Straßengangster in seiner bunten Kleidung und der verschlissenen Lederjacke.

Mit zwei Karateschlägen wehrte Suko die Attacke ab. Einem Menschen hätten sie zu schaffen gemacht, bei einem Vampir war das etwas anderes. Er verspürte keine Schmerzen, flog zurück und rutschte mit dem Rücken an den Holzkisten entlang.

Da hörte Suko das Krachen. Ein infernalisches Geräusch, das durch die Halle dröhnte und sich anhörte, als wäre die Hälfte der Einrichtung zusammengebrochen. Der Krach lenkte Suko für einen Moment ab. Er konzentrierte sich nicht so sehr auf seinen Gegner, was dieser natürlich ausnutzte und blitzschnell nach Sukos linkem Bein angelte, es oberhalb des Knöchels zu fassen bekam und den Inspektor von den Beinen riss. Suko landete ebenfalls zwischen den Kisten, schrammte mit dem Hinterkopf an einer Außenwand entlang und landete auf dem Rücken. Der Vampir stürzte sich auf ihn.

Suko hatte die Lampe fallen lassen. Sie war zur Seite gerollt und strahlte woanders hin. Deshalb sah er den Angreifer auch nur als gefährlich anmutenden Schatten, in den er beide Füße hineinstieß. Suko erwischte ihn oberhalb der Gürtelschnalle und schleuderte ihn wie einen Punchingball zurück. Mit dem Hinterkopf zuerst schlug der Blutsauger auf den harten Boden. Das Geräusch des Aufpralls hinterließ bei Suko eine Gänsehaut, aber sein Gegner kam sofort

wieder hoch. Und er zog ein Messer! Kaum hielt er es in der Hand, als er seinen Arm schon in die Höhe riss, um die Klinge auf Suko zu schleudern. Auch wenn er ihn nicht töten wollte, weil er noch sein Blut brauchte, konnte sich Suko keine Verletzung leisten.

Seine Silberkugel war schneller.

Das Echo des Abschusses wetterte zwischen den Kisten, es dröhnte auch in den Trommelfellen des Chinesen, und er bekam mit, dass der Vampir die Bewegung nicht mehr ausführen konnte. Statt dessen setzte er mit einem grotesken Sprung zurück, drehte sich dabei und klatschte frontal gegen eine Holzkiste, in die er noch die Messerklinge hineinjagte. Er aber rutschte zu Boden. Dabei hielt er den rechten Arm noch ausgestreckt, die Hand umklammerte den Messergriff, aber den nötigen Halt bekam er nicht. Vor Sukos Füßen blieb er liegen. Der Inspektor atmete tief durch und hob seine Lampe auf, um sich den Blutsauger anzuschauen.

Auch wenn er kein Vampir gewesen wäre, hätte er den Treffer nicht überstanden. Das geweihte Silbergeschoss hatte ihn am Hals erwischt. Für einen Moment presste Suko die Lippen hart zusammen. Er würde sich später um den Toten kümmern. Wichtig war sein Freund John Sinclair. Der Inspektor hatte noch das gewaltige Krachen im Ohr. Da musste einfach etwas passiert sein! Hoffentlich nicht mit John...

Die Beretta lag am Boden, mein rechtes Handgelenk schmerzte wie verrückt. Vor mir stand der Vampir und lauerte darauf, mich aussaugen zu können.

Er griff wild und brutal an. Das war nicht die typische Vampirart. Dieser Blutsauger verließ sich auf Dinge, die er in seinem ersten Leben erlernt hatte. Vielleicht bei wilden, gnadenlosen Straßenkämpfen in der New Yorker Unterwelt.

Er fightete mit Armen und Beinen zugleich und schaffte es, mich auf

Distanz zu halten. Ich musste zwangsläufig zurück, was mir wiederum überhaupt nicht gefiel.

Einige Schläge blockte ich mit dem linken angewinkelten Arm ab, andere trafen mich erst gar nicht. In seiner wilden Wut hämmerte er die Fäuste auch mal gegen das Metall des Gabelstaplers, doch einem Vampir machte es nichts aus.

Der Kampf verlagerte sich wieder in die Hallenmitte und damit raus aus dem Licht der am Boden liegenden kleinen Lampe. Wahrscheinlich sah ich weniger als mein Gegner. Er tauchte vor mir auf wie ein hüpfendes Phantom und ließ mir keine Zeit, eine andere Waffe zu ziehen. Das Kreuz und der Dolch hätten ihn leicht erledigt.

Einem gefährlichen, halbkreisförmig angesetzten Säbeltritt konnte ich nur durch gedankenschnelles Abdrücken entgehen, aber ich war in der Lage zu kontern. Bevor der Blutsauger sich orientieren konnte, wuchtete ich meine Faust vor, traf etwas Weiches, und die Gestalt segelte zurück. Endlich hatte ich wertvolle Sekunden gewonnen. Ich keuchte schwer, holte den Dolch hervor und hörte plötzlich das Tappen schneller Schritte, die sich sehr rasch entfernten. Der Vampir floh... Das passte mir überhaupt nicht in den Kram. Ich lief hinterher, achtete nicht auf meine schmerzenden Knochen, hörte Sukos Ruf und sah den Blutsauger an der Tür, wo er mit einem geschmeidigen Satz über die Schwelle sprang, noch bevor ich den Dolch einsetzen konnte. Die Chancen des Untoten hatten sich verzehnfacht. Draußen auf dem Gelände gab es zahlreiche Verstecke, da konnten wir suchen, bis wir schwarz wurden.

Ich blieb vor der Halle stehen und schaute mich um. Mein Gegner hatte die Gunst der Stunde genutzt und war mir tatsächlich entwischt!

Hinter mir erschien Suko. Ich drehte mich um und hörte schon seine Frage: »Was ist passiert?«

»Er ist mir entwischt!«

Das wollte Suko kaum glauben. »Was sagst du da? Dir entkommt

ein einfacher Vampir?«

»Ja, verdammt! Ich bin auch kein Übermensch.«

»Sorry, John, war nicht so gemeint. Nur - wenn ich daran denke, wen wir schon alles als Gegner gehabt haben, dann ist so etwas unglaublich.«

»Weiß ich selbst.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Für einen Vampir gibt es nur eine Möglichkeit. Er braucht Blut.«

»Falls er nicht gesättigt ist.«

»Stimmt auch.«

»Dann nämlich, John, wird er sich verstecken. Ich bin fest davon überzeugt, dass er hier irgendwo kauert und darauf wartet, dass wir verschwinden.«

»Oder er ist weg.«

»Was ich nicht hoffen will.«

»Und Osborne?«

Da hatte Suko recht. Wenn der Vampir in einem wahren Rausch war, musste er sich jemanden suchen. Wir konnten uns wehren. Osborne aber nicht. Plötzlich hatten wir es mehr als eilig...

Leo Osborne, der Spediteur, wusste nicht, was bei ihm überwog. Die Sorgen oder die Vorwürfe, die er sich machte. Er hätte alles verändern können und den beiden Polizisten nur zu sagen brauchen, was sie erwartete. Aber er hatte es nicht getan, er war zu feige gewesen, die Drohungen seiner Besucher hatten bei ihm gefruchtet. Also suchte er dort Trost, wo er gar keinen finden konnte. Im Alkohol. Die Ginflasche stand neben ihm auf dem Schreibtisch.

Er hockte vor dem Möbelstück wie ein Häufchen Elend. Zusammengeduckt und nicht mehr in der Lage, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Seine Augen brannten, die Kehle war trocken,

auf der Zunge spürte er den Geschmack des billigen Gins, und er nahm trotzdem noch einen langen Schluck, auch wenn er davon aufstoßen musste.

Dann stand er auf. Mit unsicher wirkenden Schritten näherte er sich dem Fenster und blieb dicht vor der Scheibe stehen. Sein warmer Atem schlug gegen das Glas, es beschlug.

Er konnte zwar nach draußen schauen, aber nicht den gesamten Hof überblicken. So sah er nur in Richtung Rampe, jedoch nicht den Eingang, durch den die Polizisten gegangen waren.

Eigentlich hätte er sich im Freien hinstellen wollen, aber das traute er sich nicht. Die Angst war zu stark. Er wartete darauf, wer erscheinen würde. Die Vampire oder die Bullen!

Ein Freund der Polizei war er nicht gewesen. Nun aber hoffte er, dass die beiden Yard-Männer es schafften, die Blutsauger zum Teufel zu schicken.

Noch immer drang der Atem schwer über seine Lippen. Einmal glaubte er auch, einen entfernten Krach zu hören. Er war aber nicht sicher. Es folgte auch kein Ereignis, und das Starren durch das Fenster nutzte auch nichts. Also zog Leo sich wieder zurück. Der Griff zur Flasche war schon obligatorisch. Als er sie ansetzen wollte, fing er an zu lachen, denn ihm war etwas eingefallen.

Ob Vampire auch das Blut von Betrunkenen tranken? Das zu erfahren, wäre eine Sache gewesen.

Schwer ließ er sich wieder in seinen Sessel fallen und stierte auf den Schreibtisch. Die Papiere lagen dort verstreut. Er sah sie nur undeutlich, die Umrisse verschwammen. Er dachte noch immer über die Antwort auf seine Frage nach, kam aber zu keinem Ergebnis und entschloss sich, noch einen Schluck zu nehmen. Es blieb beim Vorsatz. Auf dem Hof hatte er den Blutsauger nicht gesehen. Der hatte es tatsächlich geschafft, sich anzuschleichen und rammte plötzlich die Bürotür auf.

Osborne rutschte vor Schreck die Ginflasche aus der Hand. Sie landete auf dem Boden, kippte um, und der Rest der Flüssigkeit floss unter den Schreibtischstuhl.

Im Büro aber stand ein Monster. So kam Osborne die Gestalt des Blutsaugers vor, der sich breitbeinig aufgebaut hatte und den Spediteur aus großen Augen anstierte. Sein Blick war kalt und grausam. Gleichzeitig auch gierig, und Osborne wusste, was der Eindringling von ihm wollte. Der Mann bereute es, soviel Alkohol getrunken zu haben. Er musste sehen, dass er aus dieser verdamten Lage herauskam. Vorsichtig ging er zurück. Seine Schritte waren unsicher, die Knie weich. Im Kopf spürte er den Druck, Angst überschwemmte ihn, und er überlegte verzweifelt, was er tun sollte.

Weglaufen konnte er nicht mehr. Dieser Blutsauger war immer schneller. Vielleicht noch Zeit gewinnen, damit die Polizisten kamen und ihm halfen, falls sie nicht auch mittlerweile zu Vampiren geworden waren. Überlebt hatte Killing Star. Er duckte sich so, dass es aussah, als wäre sein Kopf zwischen den Schultern eingeklemmt. Dann kam er näher, bewegte sich um den Schreibtisch herum, seine Unterlippe zuckte, und die beiden Vampirhauer sahen aus wie kleine weiße Pfeile. Leonard Osborne hatte es geschafft, den Schreibtisch zwischen sich und den Blutsauger zu bringen. Eine kleine Galgenfrist wurde ihm noch gewährt, aber Killing Star wischte mit nur einer Bewegung die Hälfte der Gegenstände von der Schreibtischplatte, die ihn störten. So hatte er freie Bahn und machte sich sprungbereit.

Jetzt streckte Osborne die Arme aus, als könnte er mit dieser an sich lächerlichen Geste den Blutsauger abwehren. »Was willst du von mir?« keuchte er. »Verdammt, lass mich in Ruhe! Ich habe euch die beiden Bullen gebracht. Ich...«

Der Bleiche sagte nichts. Aus seinem Mund schnellte nur eine grau wirkende Zunge hervor, mit der er sich in wilder Vorfreude über die Lippen leckte.

Dann sprang er hoch. Die Bewegung war schnell und geschmeidig, so dass er mit einem Satz auf dem Schreibtisch stand. Osborne kam er vor wie der rächende bleiche Tod, der sich im nächsten Moment auf ihn stürzen würde, um ihn zu vernichten. Leo wankte noch zurück, der Vampir duckte sich - und...

Da zerklirrte die Scheibe. Das Platzen, Splittern und Krachen des Glases vereinigte sich zu einem Geräusch. Es schwang noch als Echo durch das Büro, als der Blutsauger plötzlich zusammenzuckte, seine Arme hochriss, gurgelnd aufschrie und rücklings vom Schreibtisch kippte, noch über einen Stuhl fiel, diesen umriss und am Boden liegen blieb. Osborne stand da und kam sich vor wie in einem Kinostück. Er war gerettet, er lebte. Das wollte zunächst nicht in seinen Kopf. Seine Lippen zeigten ein verloren wirkendes Lächeln, und er begann, völlig unmotiviert zu kichern. Erst als ihn jemand anschrie, hörte er auf und schaute in das Gesicht des Oberinspektors John Sinclair.

Ich rüttelte den Mann durch. »Kommen Sie wieder zu sich!« fuhr ich den Mann hart an. »Die Gefahr ist vorbei. Es gibt keinen Vampir mehr, der Ihr Blut will.«

»Wie?«

Dem Mann war vorerst nicht zu helfen. Ich drückte ihn auf einen Stuhl und kümmerte mich um Suko, der neben dem Vampir kniete und sich selbst zunickte.

»Das war saubere Arbeit, John.«

»Und im letzten Augenblick.«

Wären wir in das Büro gelaufen, hätten wir zuviel Zeit verloren. So hatten wir von draußen und durch die Scheibe geschossen. Zum Glück war der Raum von innen erhellt gewesen. Wir hatten alles wunderbar sehen können.

Das Gesicht des Toten zeigte einen beinahe friedlichen Ausdruck.

Es war tatsächlich so etwas wie eine Erlösung gewesen. Ich rief die Kollegen an, damit die beiden Leichen abgeholt wurden. Einen kleinen Erfolg hatten wir errungen, noch aber standen zu viele Fragen offen. Ich ging davon aus, dass uns Osborne half. Sicherlich hatte er einiges verschwiegen.

»Sind Sie wieder einigermaßen auf dem Damm?« fragte ich ihn.

»Wozu?«

»Ich möchte, dass Sie uns alles erzählen und einige Fragen beantworten.«

»Ich weiß nichts!«

»Doch!« Ich hatte das Wort so hart ausgestoßen, dass er zusammenschrak und mich starr anschaute. »Also, Meister, was wissen Sie?«

»Ich habe damit nichts zu tun.«

»Aber Sie wussten, dass zwei Vampire auf uns warteten?«

Er nickte. »Und?«

Osborne hob die Schultern. »Was hätte ich denn machen sollen?« antwortete er mit weinerlicher Stimme. »Sie kamen zu mir und wollten, dass ich Sie anrufe. Hätte ich es nicht getan, wäre ich jetzt ebenfalls ein Vampir. Die wollten Sie.«

Ich hatte die Vampire zwar nicht reden gehört, ging aber davon aus, dass es einer der beiden gewesen sein musste, der mich durch einen Anruf gewarnt hatte. »Reden Sie weiter.«

Suko hörte zu, als Osborne stockend berichtete und dabei mit seinen Handflächen über die Hosenbeine rieb. »Ich musste tun, was sie sagten. Ich habe mich auch nicht getraut, Sie zu warnen. Ich hoffte nur, dass Sie es schaffen würden.«

»Was wir auch gepackt haben«, sagte Suko und setzte eine Frage nach.

»Sind die beiden allein zu Ihnen gekommen, oder war Ihr Kunde Tommy Moore auch dabei?«

»Sie kamen allein.«

»Wo steckt Moore?«

»Das haben sie mir nicht gesagt.«

»Können Sie denn erraten, weshalb oder wodurch die New Yorker zu Vampiren geworden sind?«

»Nein. Darüber haben sie nicht gesprochen. Ich... ich kann wirklich nichts sagen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die zerstörte Scheibe, durch die der kühle Wind blies. »Okay, bleiben wir bei Tommy Moore. Was haben Sie mit ihm verabredet?«

»Nichts.«

»Er ist Ihr Kunde.«

»Ja, das weiß ich.«

»Wird er seine Ware abholen?«

»Jetzt wohl nicht mehr.«

»Als Sie ihn zuletzt sahen, da war er normal, oder nicht?«

»Ich habe nichts Ungewöhnliches an ihm bemerkt«, antwortete Osborne mit schwerer Stimme. »Ach, verdammt, lassen Sie mich doch in Ruhe! Ich bin fertig, ich bin...«

»Betrunkene!« stellte ich fest. »Sie hätten Ihren Gin in den Ausguss kippen sollen.«

»Sie haben leicht reden.«

»Davon einmal abgesehen, möchte ich gern wissen, ob Moore noch einmal zu Ihnen kommen wird. Haben Sie sich mit ihm verabredet?«

Osborne lachte kieksend auf. »Nach dem, was jetzt geschehen ist? Um Himmels willen, nein, das ist nicht möglich. Ich... ich habe keinen Kontakt mehr zu Tommy Moore.«

»Wo könnte er denn stecken?«

Der Spediteur hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Außerdem ist London zu groß, wenn Sie verstehen...«

»Ja, natürlich.«

Suko wollte wissen, ob er die Stadt schon wieder verlassen haben könnte. »Das kann sein.«

»Dann wird er wohl nach New York geflogen sein.«

»Vielleicht.«

Ich schaute Suko an. »Als Vampir würde er auffallen, mein Lieber. Setz du dich mal als Blutsauger in einen Jet und düse damit über den Atlantik. Moore wird noch irgendwo hier herumschleichen.«

»Dann gehst du davon aus, dass es sich bei ihm um einen Vampir handelt?«

»Sicher.«

»Aber das war er nie!« sagte Osborne. Er schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Ich... ich mache doch keine Geschäfte mit Vampiren, verdammt.«

»Vielleicht ist er das hier geworden.«

Osborne schaute mich an, als hätte ich ihm irgendeinen Blödsinn erzählt.

»Wieso das denn? Wie kann das gehen?«

»Ich weiß es nicht. Doch es gibt Möglichkeiten, verlassen Sie sich darauf.«

»Wäre er gebissen worden?«

»Zum Beispiel.«

Osborne wurde nervöser. Er schaute aus dem Fenster, dann zu uns und sagte nichts mehr. Ich bat ihn um Tommy Moores Adresse. »Die werden Sie doch haben - oder?«

»Natürlich.« Er zog die mittlere Schreibtischschublade auf und holte ein kleines Kästchen hervor. In ihm lagen zahlreiche Visitenkarten. Die von Moore fand er im oberen Drittel.

Suko las mit. »Kennst du die Ecke?« fragte er.

»Nein.« Ich wandte mich an Osborne.

»Sie? Waren Sie schon mal bei ihm?«

»Zweimal.«

»Aha. Und in welcher Gegend wohnt der Knochen-Sammler?«

»Tommy hat sein Knochenkabinett in Chinatown.«

Suko verdrehte die Augen. »Dort ist er genau richtig.«

»Du sagst es, mein Lieber.« Ich grinste ihn an. »Hast du nicht in New York noch einige Vettern wohnen?«

»Darf ich daraus entnehmen, dass du nach New York fliegen willst?«

»Wenn wir ihn hier nicht packen, müssen wir die Reise antreten. Der wird sich bestimmt wieder in seinen Knochen-Laden zurückziehen. Da bin ich mir sicher. In den Staaten wird er nicht gejagt. Hier kann er sich ausrechnen, dass wir eins und eins zusammenzählen und eine Fahndung nach ihm ankurbeln werden, was ja auch geschehen ist.«

»So gesehen, hast du recht«, sagte Suko.

»Und ich? Was mache ich?« rief Osborne.

»Am besten lassen Sie den Gin weg und sich vom Glaser eine neue Scheibe einbauen«, erwiderte ich und schaute zum Hof hin, wo die beiden Wagen unserer Kollegen einfuhren...

Er hatte es geschafft!

Ein Traum war in Erfüllung gegangen. Mal Vampir, mal Mensch. Wo gab es so etwas schon? Und das alles, weil er den Schädel gefunden hatte, der ihm diese Eigenschaften verlieh. Motorisiert war er zudem, und er gehörte auch zu den Leuten, die in Stresssituationen nachdachten und nicht durchdrehten.

Seine beiden zu Vampiren gewordenen Helfer hatte er laufen lassen. Sie hassten ja die Polizisten und konnten sich um die entsprechenden Leute kümmern. Natürlich würde das auffallen. Man würde versuchen, Spuren zurückzuverfolgen und auch auf seinen Namen stoßen. Das aber machte ihm nichts. London war groß und England noch größer. Wer genügend Geld besaß, der kam immer

raus. Zudem kannte er den Namen eines Piloten, der einmal für ihn einen Auftrag erledigt und Gebeine in die Staaten geflogen hatte.

Der Mann wohnte nicht in London. Tommy musste bis in die Nähe von Canterbury fahren. Er hatte Jim Cabarra angerufen und ihm eine erkleckliche Summe versprochen, wenn er ihn außer Landes brachte. Der Pilot war einverstanden gewesen und würde auf ihn warten. Der Motorway war bis Canterbury fertiggestellt. Um diese nächtliche Zeit hielt sich der Betrieb in Grenzen, so dass Tommy Moore aufdrehen konnte. Auf der rechten Überholspur glitt er dahin, passierte Rochester und fuhr durch eine Landschaft, die nicht mehr so flach war und sich als langer Streifen bis hin zur Küste und in die Nähe von Dover als hügeliges Gelände hinzog. Rechts des Motorways lagen die Berge. Schwarze, wellige Schatten, hin und wieder von kleinen Lichtinseln durchsetzt, wo kleinere Orte und Dörfer lagen.

An einer Tankstelle hielt er an und ließ Sprit nachfüllen. Tommy stieg auch aus, vom Tankwart misstrauisch beäugt. An einem Automaten zog er sich einen Becher Kaffee, schluckte die Brühe und dachte darüber nach, dass er als Vampir so etwas nicht mehr brauchte.

»Ist es noch weit bis Canterbury?«

Der Tankwart hängte den Schlauch wieder ein. »Knappe dreißig Meilen, mehr nicht.«

»Danke.«

»Sie kommen nicht von hier?«

Tommy schüttelte den Kopf und knüllte den Becher zusammen, bevor er ihn in einen Abfallkorb warf. Im Licht der Tankstellenbeleuchtung wirkte sein Gesicht blass. »Nein, ich bin aus den Staaten.«

»Das hört man.«

Im Häuschen konnte Tommy nicht zahlen. Das Geld wurde durch

den Schlitz eines mit schutzsicherem Glas versehenen Schalters geschoben.

»Gute Fahrt noch, Sir, und viel Spaß auf unserer Insel!« wünschte der freundliche Tankwart.

»Danke.«

Tommy startete. Als er auf die Bahn fuhr, hörte er weit hinter sich das Röhren. Im Rückspiegel sah er die beiden Lichter, allerdings nicht so angeordnet wie bei einem Auto. Wer ihm da im Nacken saß, musste Motorrad fahren.

Tommy behielt die Nerven. Er hatte bereits erkannt, dass es sich nicht um Polizeimaschinen handelte. Alles andere interessierte ihn nicht. Die Maschinen rauschten heran und blieben neben ihm. Die Fahrer auf ihren Feuerstühlen drehten einige Male kurz die Köpfe, um zum Fahrerhaus hoch zu schauen. Ihre Gesichter waren hinter den Gesichtshauben nicht zu erkennen. Tommy lächelte ihnen zu und winkte sogar. Die anderen gaben Gas und huschten davon.

Der Tankwart hatte Tommy nicht angelogen. Bis Canterbury war es tatsächlich nur ein Katzensprung. Mit Jim Cabarra hatte er ausgemacht, ihn noch einmal anzurufen. Das tat er von der ersten Telefonzelle in Canterbury aus.

»Wo bist du jetzt?« fragte der Pilot.

Tommy erklärte es ihm. »Ich komme hin.«

»Okay.« Er stieg wieder in seinen Wagen und wartete. Auf seinem Schoß hatte er den Schädel liegen. Er war zu einem hautartigen Etwas geworden. Dabei ließ er sich noch als Totenkopf formen, aber auch maskenartig in die Länge ziehen.

Ein diabolisches Lächeln glitt über die Lippen des jungen Mannes. Von einer so starken Beute hatte er schon immer geträumt, aber nie zu hoffen gewagt, dies einmal realisieren zu können. Er konnte es kaum erwarten, sie wieder überzustreifen, aber er ließ es bleiben. Nur keinen Verdacht erregen.

Zum Glück stand er nicht im Parkverbot. Als ein Streifenwagen vorbeirollte, duckte er sich, so dass er von den Beamten nicht gesehen werden konnte. Der Wagen fuhr weiter.

Tommy blieb in der Haltung. Er träumte vor sich hin und stellte sich schon vor, was er in New York alles anstellen würde. In einigen Wochen würde es in Chinatown von Vampiren nur so wimmeln. Und niemand konnte ihm etwas anhaben.

Seine Gedanken wurden durch ein Klopfen an der Fahrertür unterbrochen. »He, bist du da, Tommy?«

Moore erkannte Cabarra an der Tür. Er riegelte die Tür auf und ließ den schwergewichtigen Piloten einsteigen. Cabarra trug seine Fliegerjacke und eine blaue Schirmmütze.

»Wie geht's dir, Jim?«

»So Iala.«

»Keinen Job mehr?«

»Doch, aber es reicht nicht. Die Scheidung war teuer. Ich muss auch noch für meine Kinder zahlen.«

»Das hättest du dir früher überlegen sollen.«

»Du in deinem Alter.« Jim streckte die Beine aus, so gut es möglich war.

»Okay, du willst zum Flughafen?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Nach Frankreich.«

Cabarra schabte über sein Kinn. »Kannst du mir erzählen, wo du da landen willst?«

»Nein, aber du wirst es können. Hast du mir nicht mal erzählt, dass du Äcker und Wiesen kennst, wo man auch einen Flieger aufsetzen kann? Nicht weit von der Küste weg.«

»Das stimmt schon.«

»Na bitte. Wo ist das Problem?«

»Die Fliegerei an sich. Du hast dir eine schlechte Zeit ausgesucht. Wir haben Startverbot.«

»Hast du dich schon jemals darum gekümmert?«

»Ich komme wirklich schlecht weg.«

»Für hundert Dollar mehr würdest du es schaffen.« Cabarra grinste breit.

»Ich würde es zumindest versuchen. Fahr los!«

Sie brauchten nicht durch die Stadt. Das Flugfeld lag am Westrand von Canterbury. Eine schmale Straße führte hin. Auf dem Gelände brannten nur wenige Laternen. Es war umzäunt, aber Jim besaß einen Schlüssel. Er öffnete eine Torhälfte und dirigierte Tommy nach links hinüber, wo eine zweimotorige Piper wartete.

»Und was geschieht mit dem Wagen?« fragte Jim.

»Der ist geliehen. Du kannst ihn behalten und verkaufen, wenn du Beziehungen hast.«

»Das müsste sich machen lassen. Ich kenne da ein paar Typen, die stellen keine großen Fragen.«

»Damit habe ich dir schon wieder eine Honorarerhöhung zukommen lassen.«

»Ich trage auch das Risiko.«

Sie parkten nicht direkt neben dem Flugzeug, sondern im Schatten eines Hangars. Jim Cabarra stieg zuerst aus. »Ich will sehen, ob die Luft rein ist.«

Tommy nickte. Der Pilot kam nach zwei Minuten zurück. Er rieb seine Faust und zeigte ein verunglücktes Grinsen. »Jetzt ist sie rein«, sagte er.

»Was war denn?«

»Einer, der unbedingt die Nacht durcharbeiten wollte.«

»Hat er dich gesehen?«

»Nein, ich war zu schnell. Bis der wieder aufwacht, bin ich wieder gelandet. Los jetzt, es eilt.«

Wenige Minuten später saßen sie in der Maschine. Der Start verlief glatt. Jim Cabarra war ein alter Fuchs, er wusste, wie man die Radarkeulen unterflog. Bald hatten sie die Küste erreicht, rutschten über den Kanal, der grau in der Dunkelheit wogte, und hielten streng den Westkurs bei. Die Normandie war ihr Ziel. Hier kannte sich Jim tatsächlich aus. Er fand auch im Dunkeln den geeigneten Landeplatz. »Wenn es hell wird, bin ich wieder in Old England«, sagte er bei der Landung.

Es wurde noch einmal kritisch, weil der unebene Boden die Piper durchschüttelte und sie auch hüpfen ließ. Dann aber rollte sie aus und stand.

»Aussteigen, Tommy!«

»Danke. Ich lasse mal wieder von mir hören.«

»Aber nicht sofort.«

Tommy rannte quer in das Gelände hinein. Der Pilot startete wieder durch, hob sehr schnell ab, flog einen Halbkreis und nahm den Gegenkurs. Moore aber ließ sich auf einen Stein fallen und lachte. Er musste einfach so reagieren, denn England und seine Verfolger - falls es sie überhaupt schon gab - hatte er hinter sich gelassen. Jetzt brauchte er nur noch nach New York zu kommen. Keine große Schwierigkeit, wenn man das Geld für eine Taxifahrt nach Paris besaß.

Allerdings musste er über eine Stunde laufen, bis er ein kleines Dorf erreichte und vom Kläffen der Hunde begrüßt wurde. Über ihm verschwand die Dunkelheit am Himmel. In den Häusern brannte schon Licht. Hühner gackerten, ein Trecker fuhr an ihm vorbei. Die Luft roch frisch und würzig und noch immer nach Meer.

Wer ihn sah, kümmerte sich nicht um ihn. Zwar wurden Tommy schiefen Blicke zugeworfen, das störte ihn nicht. Er wurde auf zwei Männer in seinem Alter aufmerksam, die in einen R4 stiegen. Als der Fahrer die Tür zuhämmeren wollte, stand Tommy neben dem Auto und

hielt die Tür am oberen Rahmen fest. Er sprach leidlich französisch und erkundigte sich nach einem Taxi.

»Das gibt es hier nicht.«

»Und wo finde ich eines?«

»Fahr mit uns. Wir bringen dich hin.«

»Das ist nett.«

»Wie kommst du überhaupt in dieses verlassene Kaff?« wurde er unterwegs gefragt.

Die Ausrede hatte sich Tommy bereits zurechtgelegt und brachte sie jetzt an. Er sprach von einer Freundin, die ihn kurzerhand hatte sitzen lassen.

»Auf offener Strecke?«

»Ja, sie warf mich praktisch aus dem Wagen und sagte: Sieh zu, wie du weiterkommst.«

»Immer die Weiber«, meinte der Fahrer. »Sie können einen Mann zur Weißglut treiben.«

»Aber ohne geht es auch nicht«, widersprach der Mann neben ihm.

»Stimmt.«

Nach einer halben Stunde Fahrt erreichten sie eine größere Ortschaft, deren Namen Tommy nicht behielt. An einem Taxistand wartete ein Wagen, wie bestellt. Moore bedankte sich herzlich für das Mitnehmen und lief auf den Fahrer zu, der hinter seinem Lenkrad hockte und die Morgenzeitung las. Tommy öffnete die Tür. »Nach Paris, bitte.«

»Hä?«

»Nach Paris, sagte ich.«

Der Fahrer ließ die Zeitung sinken und schaute Tommy überrascht an.

»Wie käme ich dazu? Können Sie überhaupt bezahlen?«

»Nehmen Sie auch Dollar?«

»Wenn sie echt sind.«

»Das sind sie.« Tommy wedelte mit den Scheinen. »Nach Paris, bitte, das heißt zum Flughafen de Gaulle!«

Der Fahrer nickte. »Okay, da brauche ich wenigstens nicht in die Stadt. Ist geritzt, wir fahren.«

Tommy Moore lehnte sich zufrieden zurück. Das hätte er geschafft. Sie fuhren in den anbrechenden Tag hinein. Als Vampir hätte Tommy das Tageslicht gescheut, als Mensch gefiel es ihm. Moore war mit sich und der Welt zufrieden. Er merkte kaum, dass ihm die Augen zufielen. Am Flughafen wurde er geweckt. »He, Monsieur, wir sind da!«

»Schon?«

»Hören Sie, wir haben gleich Mittag.«

»Ich war müde.« Tommy reckte sich, schaute sich um, sah die großen Gebäude und auch den Jumbo, der zur Landung ansetzte. Dann bezahlte er.

Der Fahrer wünschte sich insgeheim öfter so attraktive Fuhren. Er wunderte sich nur, dass sein Fahrgast, der ja wohl fliegen wollte, kein Gepäck bei sich trug. Das hatte Moore im Wagen gelassen. Ein kleiner Koffer mit billigen Kleidungsstücken. Wichtig war die Maske, und die trug er unter seinem Pullover am Körper.

Er buchte einen Flug nach New York, kam gut durch den Zoll und saß um zehn Minuten vor fünfzehn Uhr in der Maschine. Als sie startete, musste er wieder lachen. Die ältere Dame neben ihm schaute ihn überrascht an. »Freuen Sie sich so auf New York, junger Mann?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Es ist meine Heimat, Madame. Und man erwartet mich dort...«

»Das ist etwas anderes.«

Moore befand sich auf dem Weg in die Staaten, und wir hatten das

Nachsehen. Am Nachmittag des anderen Tages entschlossen wir uns, die Fahndung aufzuheben. Anschließend saßen Suko und ich in Sir James Powells Büro und fühlten uns nicht sehr wohl. Der Superintendent hatte seine Hände um das Glas mit kohlensäurefreiem Wasser gelegt, die Mundwinkel leicht verzogen, die Brille vorgeschoben, so dass er uns über die Ränder hinweg anschauen konnte. Vorwurfsvoll schüttelte er den Kopf. »Da ist Ihnen ja jemand durch die Lappen gegangen, nicht wahr?«

Wir nickten.

»Passiert auch nicht oft?«

»Wir konnten nichts daran ändern, Sir. Dieser Moore hat es verstanden, seine Spuren zu verwischen und uns die anderen beiden Typen als Köder zu präsentieren.«

»Aber durch sie kommen wir nicht weiter.«

»Das sehe ich jetzt auch so.«

»Wie lautet ihre Meinung, Suko?«

»Ich schließe mich John Sinclair an. Es wäre am besten, wenn wir nach New York fliegen würden, um Moore dort aufzuspüren.«

Sir James verzog die Lippen. »Was wollen Sie als Grund angeben? Ist er tatsächlich so gefährlich?«

»Wir rechnen damit, dass er zu einem Vampir geworden ist oder es bereits war.«

»Aber Sie wissen es nicht!«

»Das stimmt.«

Sir James lehnte sich zurück. »Haben Sie schon mit New York telefoniert? Ob vielleicht...«

»Entschuldigung, Sir, das wollten wir«, sagte ich. »Ich möchte Abe Douglas haben.«

»Ja, tun Sie das.«

»Was ist denn, wenn gegen Moore nichts vorliegt?«

Der Superintendent lächelte gequält. »Dann werden Sie trotzdem

fliegen. Ich denke da an den Fall der Vampir-Polizei. Seit der Zeit ist man in New York gegen Blutsauger allergisch.«

»Da sagen Sie was.«

»Geben Sie mir dann Bescheid, was die Unterredung mit Mr. Douglas gebracht hat.«

»Natürlich.«

Auf dem Gang lachte Suko. »Der Alte war leicht angesäuert, nicht wahr?«

»Und ob. Dass Moore entwischen konnte, geht gegen seine Berufsehre. Unser Flug kostet zudem noch Geld, was ihn bei seiner Sparwut auch wieder ärgert.«

Glenda wusste Bescheid und fing an zu grinsen. »Na, habt ihr euer Fett bekommen?«

Ich schaute sie unschuldig an. »Wieso das?«

»Ich kenne doch Sir James. Der hat euch...«

»Nichts, meine Liebe. Er riet uns nur, nach New York zu fliegen und die Sache dort zu beenden.«

»Toll.«

Ich tätschelte ihre Wange. »Jetzt rufe ich Abe Douglas an, dann sehen wir weiter.«

Diesmal schaffte ich es, ihn an die Strippe zu bekommen. Er freute sich, als er meine Stimme hörte. Mit wenigen Sätzen erklärte ich ihm, um was es ging, und er versprach, sein Bestes zu tun. »Kann ich dich zurückrufen?«

»Ja.«

»Dann warte.«

Glenda hatte ein Einsehen mit uns armen Beamten und brachte frischen Kaffee. »Na?« fragte sie neugierig, »Schon Erfolg gehabt?«

»Noch nicht. Abe ruft zurück.«

Und das dauerte nicht einmal lange. »Sind wir nicht von der schnellen Truppe?« rief er.

»Kompliment. Hast du auch etwas erreicht?«

»Nein.«

»Dann kann ich auch schnell sein.«

»Moment, John, nicht so voreilig. Ein Tommy Moore ist nicht vorbestraft.«

»Führt er tatsächlich diesen Knochenladen?«

»Das allerdings.«

»Und er hat sich nichts zuschulden kommen lassen?«

Der G-Man lachte. »Was willst du, John? Wir leben hier in den Staaten, zudem in einer Demokratie. Wer hier eine Karriere machen will, der kann es tun. Vom Tellerwäscher zum Millionär, vom Knochensammler zum...«

»Vampir«, ergänzte ich. »Wieso?«

»Hör zu, Abe. Wir haben den begründeten Verdacht, dass Tommy Moore ein Vampir ist.«

Douglas war zunächst einmal still. Ihm hatte es die Sprache verschlagen. »Schon wieder?« fragte er dann stöhnend nach einer Weile. »Eigentlich hat mir die Vampir-Polizei gereicht. Und das Broadway-Grusical steckt mir ebenfalls noch in allen Knochen.«

»Mir auch, aber wir müssen uns mit den Dingen abfinden. Wie gesagt, ich habe den Verdacht. Aber er ist so schwerwiegend, dass Suko und ich rüberjetten werden. Holst du uns ab?«

»Klar, dann braucht ihr nicht so lange zu warten. Der Kennedy Airport ist ja grauenhaft.«

»Ich weiß.«

»Wann kommt ihr?«

»Da gebe ich dir noch Bescheid. Ach so, noch etwas. Könnt ihr Moores Laden beobachten lassen?«

»Bei dem Personalmangel?«

»Kannst du nicht einen Mann wenigstens abstellen?«

»Und einen zum Flughafen, wie?«

»Ja, falls er noch nicht in New York ist.«

»Mache ich alles, John. Nur warte du mit deinem Flug noch, bis wir ihn haben.«

»Okay.«

Ich nickte Suko zu, nachdem ich aufgelegt hatte und rieb mir dabei die Hände. »Jetzt rollt die Sache allmählich an. Ich bin fest davon überzeugt, dass uns der Knabe ins Netz geht.«

Mein Freund grinste säuerlich. »Hoffentlich beißt er es dann nicht durch.«

Ich winkte ab. »Was du immer hast. Wir kriegen ihn, verlasse dich darauf.«

»Wann könnte Abe zurückrufen?«

»Das kann dauern.«

»Dann besorge ich etwas zu essen.«

»Tu das.« Wir entschieden uns beide für eine Lasagne. Suko wollte sie frisch aus dem Restaurant holen, das neben dem Yard-Gebäude liegt. Dort gibt es italienische Spezialitäten. Die beiden Besitzer kannten uns gut und würden die Portionen entsprechend zurechtmachen. Glenda wollte nichts, obwohl Suko sie fragte. Gegen ein Probieren hatte sie allerdings nichts einzuwenden.

Wieder begann die Warterei. Selten waren wir bei einem Fall so lange im Büro gewesen. Kamen wir aber raus, ging es direkt zur Sache. Ich hatte das Gefühl, dass sich dabei in New York auch nicht viel ändern würde, vorausgesetzt, unser Verdacht bestätigte sich.

Am Schreibtisch konnte ich nicht sitzen bleiben. Glenda hatte zu tun, sie wollte ich auch nicht stören, und so begann ich, im Büro hin und her zu wandern.

Suko ließ sich Zeit. Es war fast eine halbe Stunde vergangen, da kehrte er zurück. Sogar eine Flasche Rosé hatte er mitgebracht. Die stellte er mitten auf den Schreibtisch. »Eine Spende des Hauses.«

Glenda sorgte für Teller und brachte auch einen für sich mit. Sie

bekam natürlich etwas ab. Suko hatte auch Salat mitgebracht, schließlich teilten wir brüderlich. Das Essen tat gut. Weniger gut war das Erscheinen unseres Chefs. Sir James stand plötzlich in der Tür, schüttelte den Kopf und fragte leicht angesäuert: »Sie sind wohl dabei zu verhungern?«

»Fast, Sir.«

»Und Moore?«

Ich tupfte meine Lippen ab. »Wir warten auf einen Anruf aus New York. Wir haben alles in die Wege geleitet.«

Er nickte und ging. Glenda hatte einen roten Kopf bekommen. »Jetzt ist er sauer«, sagte sie, »ich kenne ihn.«

»Na und?« Ich aß weiter.

Dann klingelte das Telefon. Ich hatte zwar den Mund voll, griff trotzdem zum Hörer, schluckte schnell und meldete mich.

»Ja, hier New York.«

»Und?«

»Er ist noch nicht da, John. Das heißtt, er befindet sich noch nicht in seinem Haus.«

»Dann könnte er auf dem Flug sein.«

»Wir lassen den Airport überwachen, keine Sorge. Die Flugpläne von euch in London kennen wir auch.«

»Und wenn er aus einer anderen Stadt gestartet ist?«

»Durch die Lappen geht er uns nicht. Wann kommt ihr?«

»Mit der nächsten Maschine.«

»Alles klar, ich bin da. Guten Flug und guten Hunger.«

»Wieso? Woher weißt du...?«

Abe Douglas lachte. »Das hört man doch, wenn man Spezialist ist wie ich.«

Ich legte auf und sagte: »Ihr habt es also vernommen, Freunde. New York wartet auf uns.«

Glenda schaute mich >böse< an. »Aber zuvor wirst du doch deine

Lasagne noch essen - oder?«

»Das versteht sich...«

New York - der Hexenkessel, die Stadt mit den tausend Gesichtern, die jeden Tag ein anderes zur Schau tragen konnte und sich kaum wiederholte. Ein Moloch, der fraß und ausspie, der gehasst und gleichzeitig geliebt wurde. Eine Stadt der Mode, der Mörder, der Yuppies, der Lebenskünstler, der harten Geschäftsleute, der Banker und der Individualisten. Diese Stadt hatte ihn wieder. Tommy Moore war wieder da! Und er lachte auf dem Kennedy International Airport, als er den amerikanischen Boden betrat. So ähnlich mussten sich auch die Auswanderer gefühlt haben, als sie von Europa aus in das gelobte Land im Westen gezogen waren.

London war Vergangenheit. New York aber Gegenwart und zugleich Zukunft für ihn. Er wohnte in Manhattan. Mit einem Taxi dauerte es ziemlich lange vom Flughafen auf die Halbinsel. Deshalb beschloss er, sich etwas Besonderes zu gönnen.

Den Hubschrauberflug vom Airport auf die Halbinsel. Er hatte Glück, noch den letzten Platz zu erwischen. Da saß er nun eingeklemmt zwischen Touristen, die einen ersten Eindruck von New York aus der Luft bekommen wollten. Sie schnatterten in ihren Heimatsprachen durcheinander. Die Frau neben ihm, eine dicke Deutsche, zerdrückte ihn fast, entschuldigte sich mehrmals und machte sich abermals breit. Tommy stellte sich vor, mit einer Nadel in das Fett zu stoßen, dann hätte die Tante Grund zum Quielen gehabt. Nach dem Start wurden die Passagiere still. Jetzt gab eine Stewardess die Erklärungen.

Tommy Moore war froh, als er das alles hinter sich hatte und endlich aussteigen konnte. Ein gelbes Taxi war schnell gefunden. Als er das Fahrziel nannte, zog der Fahrer einen Flunsch. »Muss das sein, Chinatown? Südlich der Canal Street ist es mir immer unwohl.

Außerdem mag ich die Bowery nicht, und Chinesen gehören ebenfalls nicht zu meinen Freunden.«

»Ich wohne aber dort, Mister.«

»Keine Sorge, ich fahre Sie hin. Hatte Ihnen nur meine Bedenken mitteilen wollen.«

Chinatown war eben nicht der Times Square, aber ein Gebiet, das es auch geben musste in einer Stadt wie New York. Hier existierten die schärfsten Gegensätze friedlich oder weniger friedlich nebeneinander. Tommy spürte Müdigkeit, aber auch die Spannung in ihm, wie es sein würde, wenn er in seiner Wohnung und in seinem Laden ankam und sich die Maske überstreifte.

Er hatte den Schädel in eine Maske umgetauft. Ein anderer Begriff war ihm für dieses Phänomen nicht eingefallen. Sie war für ihn ein lebendiger Beweis des Bösen, dessen Geist ihn erfüllen und demnächst die Richtung zeigen würde, die er zu gehen hatte.

Einmal lächelte er. Er hatte an eine bestimmte Person gedacht. Sie sollte sich wundern.

Am Astor Place verließen sie die Fourth Avenue und fuhren ein in die Bowery, immer weiter in Richtung Süden. An der Grenze zur Canal Street begann Chinatown, der Stadtteil, der noch immer zahlreiche Touristen anzog und sich wie ein gewaltiger Irrgarten innerhalb Manhattans ausbreitete.

Chinatown war ein Wahnsinn, eine Brutstätte für in Tradition erstarre Menschen. Es gab dort viele, die kein Englisch sprachen. Sie waren auch noch nie aus ihrem Viertel herausgekommen. Wäschereien, Garküchen, Geschäfte, die unzählige Nonsense-Artikel verkauften, Restaurants, Wohnungen, nicht größer als Taubenschläge, und Menschen über Menschen.

Vollgestopft waren die Wohnungen ebenso wie die Straßen, durch die sich die Wagen quälten. Auch der Fahrer zog ein Gesicht, als hätte er Zitronensaft geschluckt. »Muss ich mich durch das Gewühl

quälen?« fragte er vorsichtig an.

»Nein, ich steige aus, sobald Sie halten können.«

»Das ist gut.« Der Mann stoppte einfach ab. Tommy bezahlte die Fahrt, stieg aus und ging den Rest des Weges zu Fuß, wobei ein Lächeln auf seinem Gesicht lag. Er freute sich, wieder in New York und in Chinatown zu sein. Der Laden würde noch stehen, einen Einbruch hatte er bisher nicht erlebt. Man akzeptierte ihn und das, was er verkaufte. Seine Wohnung lag nicht weit vom Maulberry Park entfernt, in einer Seitengasse, die keinen Namen hatte. Auch so etwas gab es noch in New York. Tommy wohnte über dem Souterrain, in dem sein Laden lag. Er besaß zwei große Zimmer und ein Bad. In einem Raum wohnte und schlief er. Den zweiten hatte er noch als Arbeitszimmer eingerichtet. Dort präparierte er die Skelette und ausgestopften Tiere. Die Fenster waren durch Eisengitter gesichert. Sie sahen ebenso grau aus wie das Kopfsteinpflaster der Straße. Auslagen besaß das Geschäft nicht. Wer hier kaufte, wusste auch so Bescheid. Seine Adresse hatte sich herumgesprochen, über Kundenschaft konnte er sich nicht beklagen, und es waren auch die finanziell unabhängigen Menschen, die hin und wieder ein makabres Souvenir erwarben.

Tommy betrat zuerst den Hausflur. Durch ihn konnte man ebenfalls zu seinem Laden im Souterrain gelangen, das wussten nur Eingeweihte. Der normale Käufer nahm die Außentreppe.

In der Wohnung hatte sich nichts verändert. Tommy durchschritt sie, hatte Licht gemacht und schaute überall nach. Nein, Besuch hatte er nicht bekommen. Im zweiten Raum stand noch das Hasenskelett halb fertig auf dem breiten Präpariertisch, wie er es verlassen hatte. Im Wohnraum ließ er sich auf die mit Blümchenstoff bezogene alte Couch fallen und griff zum Telefon. Mit flinken Fingern tippte er die Nummer und wartete darauf, dass abgehoben wurde. Die Frauenstimme klang gehetzt, als hätte die Person einen langen Weg

hinter sich.

»Ja bitte.«

»Hallo Kathleen.«

Schweigen, danach ein erstaunter Ausruf, schon fast ein Jubelschrei.

»Tommy!«

»Ja, ich bin es!«

Noch einmal vernahm er das heftige Atmen. »Rufst du aus New York an, Tommy?«

»Ja.«

»Und ich habe versucht, dich zu erreichen...«

»Ich war verreist. Habe mich ein wenig umgesehen. Du weißt ja, ich brauche immer Nachschub.«

»Hast du neue Gebeine gefunden?«

»Das nicht gerade.« Tommy lächelte versonnen. »Aber ich habe gute Kontakte angeknüpft und trotzdem Erfolg gehabt.«

»Du weißt, wie ich zu deiner Arbeit stehe. Ich möchte da nicht weiterfragen. Jetzt bist du da, und das ist gut.«

»Wann sehen wir uns?«

Kathleens Stimme wurde traurig. »Tut mir leid, ich muss zu einer Probe. Vielleicht werde ich angenommen. Das ist meine Chance. So gern ich dich sehen möchte, aber ich kann erst gegen Abend kommen.«

»Das ist nicht schlimm. Hauptsache, du kommst.«

»Natürlich, Tommy. So, jetzt muss ich verschwinden. Ich will nicht zu spät kommen. Ich mag dich, tschau...«

Auch Tommy legte auf. Sehr bedächtig drückte er den Hörer wieder zurück. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt. Er dachte über Kathleen nach. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Künstlerin zu werden. Klein wollte sie anfangen, an einer Broadway-Bühne, und sich dann hocharbeiten. Bisher hatte noch kein Manager angebissen, doch sie

würde bestimmt ein Engagement bekommen. Das gönnte ihr Tommy. Nur wollte er dabei die Fäden ziehen, denn Kathleen kam mit vielen Menschen zusammen. Wenn sie ein Vampir war, konnte sie den Keim für die tödliche Brut wunderbar legen. Die nächste Nacht sollte entscheiden.

Tommy reckte sich. Er hatte lange genug gegessen, jetzt wollte er sich seinen Laden ansehen. An diesem Tag blieb sein Geschäft noch geschlossen. Morgen würde er es wieder öffnen. Morgen, wenn alles ganz anders aussah...

Im Flur traf er auf eine Hausbewohnerin, die ihn in ein Gespräch verwickeln wollte. Tommy ließ die Frau stehen und öffnete die schmale Seitentür im Flur. Dahinter lag eine Holztreppe. Sie führte in seinen Laden im Souterrain.

Es tat gut, den Geruch aufzunehmen. Nach Lösungsmitteln roch es ebenso wie nach Staub und Bohnerwachs. Er fand alles so vor, wie er es verlassen hatte.

Im Dämmer hingen die Skelette. Sie bewegten sich leicht im Luftzug, der entstand, als Tommy sie passierte. Dabei schienen sie ihn angrinsen zu wollen.

Bleiches Gebein hob sich deutlich von den dunkleren Flächen ab, auf dem es stand. Die Tierschädel glotzten ihn stumm an. Das Krokodilskelett sah trotz seiner Häutung noch so aus, als wollte es den Betrachter mit seinem aufgerissenen Maul verschlingen. Hinter dem Tresen mit der alten Registrierkasse blieb er stehen und schaute für eine Weile in den Laden hinein. Schließlich tat er das, auf das er sich schon gefreut hatte.

Er holte die Maske hervor. Eine grauschwarze, gummiähnliche Masse, die er zurechtzupfen musste, um sie über seinen Kopf streifen zu können. Er legte die Maske auf den Verkaufstresen und ging zum Fenster. Wenn er hoch in den Treppenschacht schaute, sah er die Beine der über den Gehsteig schreitenden Menschen.

Sie alle gehörten ihm, sie waren seine Opfer. Er lächelte bei dem Gedanken daran.

Aus einer breiten Schublade holte er seine Waffe hervor, das Blasrohr. Die Pfeile, nicht größer als Finger, befanden sich in einem kleinen Köcher.

Die Spitzen hatte Tommy mit Curare-Gift getränkt. Wer solch einen Pfeil abbekam, war verloren. Er starb innerhalb von Sekunden und unter fürchterlichen Schmerzen. Auch als Vampir wollte er auf die Pfeile nicht verzichten. Sehr sorgfältig legte er sie und das Blasrohr neben die Maske. Sie blieb nicht mehr lange auf dem Holz liegen. Behutsam hob er sie an und streifte sie über seinen Kopf. Er zog die Konturen mit den Fingern nach und hatte den Eindruck, als würde sich Gummi über sein Gesicht legen.

Aber Gummi gab nicht dieses Gefühl. Es explodierte förmlich in seinem Innern. Er wurde ein Verwandler. Das Böse ergriff von ihm Besitz. Es war wie eine grausame Kralle, die sich immer höher schob und sein Denken, Fühlen und Handeln allmählich veränderte. Äußerlich noch ein Mensch, innerlich ein Monster.

Sein Kopf hatte sich völlig verwandelt. Er war schwarzgrau geworden, lief zum Kinn hin spitzer zu, und ein rotes Licht leuchtete in seinen Augenhöhlen. Wenn er den Mund bewegte, blieb auch die Maske nicht ruhig. Aus dem Oberkiefer drangen die Zähne. Zwei höllisch gefährliche Stifte, die nur darauf lauerten, sich in die Haut eines Menschen schlagen zu können.

Sobald die Maske fest auf seinem Kopf saß, überkam ihn auch das andere Gefühl. Es war die reine Gier. Eine Sucht, die er nicht länger unter Kontrolle halten konnte. Sie konnte erst gestillt werden, wenn er die Untat vollbracht hatte.

Über die leicht glänzenden Lippen drangen dumpfe Laute. Unheimliche Töne, die in die makabre Umgebung des Ladens hineinpassten. Tommy durchschritt sein Reich. Er ging nicht mehr so

geschmeidig. Jeden Schritt setzte er langsam, und als er den Boden berührte, hinterließen seine Sohlen dumpfklingende Echos.

Er hatte den Wunsch, nach draußen zu laufen und sich zwischen die Menschen zu stürzen, aber er verkniff es sich. Noch war die Zeit nicht reif. Kathleen sollte die erste sein, die ihn näher kennen lernte. Das dumpfe Geräusch gegen die Tür hallender Schläge riss ihn aus seinen nahen Zukunftsgedanken. Tommy drehte sich um, schaute quer durch den Laden und überlegte. Der Eindringling stand nicht direkt vor der Ladentür. Er musste sich noch draußen befinden. Wenn er das Geschäft betreten wollte, lag vor ihm noch der Gang. Tommy ging zum Fenster. Zwar war es ihm nicht möglich, den Besucher von dieser Stelle aus zu sehen, aber er konnte mit ihm reden, wenn er die Scheibe schräg stellte.

»Wer ist da?«

»Ja, ich weiß, dass du zu Hause bist, Tommy. Ich habe dich doch gesehen. Öffne.«

Tommy kannte den Mann. Es war Li, ein Chinese und gleichzeitig ein Liliputaner. Li lebte gegenüber. Die meiste Zeit über tat er nichts, lief herum, schaute sich die Leute an und wurde dann geholt, wenn irgendwelche Filmtypen einen kleinen Chinesen brauchten, den sie in ihre Handlung einbauen konnten.

Li gehörte zu Tommys Freunden, denn der kleine Mensch hatte ihm schon oft genug wertvolle Tips gegeben, wie er an Nachschub kommen konnte. Er war praktisch Tommys Späher.

»Was willst du denn?«

»Mit dir reden, Tommy.«

»Und worüber?«

»Stell dich nicht so an - öffne! Das kann ich nicht hier draußen alles erzählen. Du weißt es genau.«

Moore überlegte. Im Prinzip hatte Li recht. Aber er war ein Vampir, er konnte sich dem Kleinen nicht so zeigen. Gleichzeitig

dachte er an den Druck in seinem Innern. Es wäre nicht schlecht, es jetzt schon zu versuchen. Blut ist schließlich Blut. Egal, von welch einem Menschen es stammte.

»Tommy, entscheide dich endlich! Stell dich nicht so an. Los, wir müssen sprechen.«

»Ja, Moment.« Moore schloss das Fenster wieder und ging zum Verkaufstresen, wo sich unter dem Rand der Knopf befand, den er drücken musste, um die Eingangstür zu öffnen.

Er hörte die Tür nicht, auch nicht die Schritte des Liliputaners. Tommy wollte den Kleinen überraschen und suchte nach einem Versteck. Nur eine Lampe ließ er brennen. Ihr Schein reichte nicht bis in die Lücke zwischen zwei dunklen Regalen, in die sich Tommy hineinklemmte und auf seinen Besuch wartete.

Li ließ sich Zeit. Wahrscheinlich schaute er sich noch im Flur um. Er hatte zwar keine Angst, zu Tommy zu kommen, unheimlich war es ihm bei jedem Besuch, das hatte er einmal gesagt.

Moore behielt die Ladentür im Auge. Er konnte erkennen, dass sich die Klinke nach unten bewegte und die Tür vorsichtig geöffnet wurde. Li war sehr klein. Über den Verkaufstresen konnte er nicht schauen, und Tommy sah ihn zunächst nicht. Er bekam den Eindruck, als würde die Tür von einer Geisterhand aufgeschoben.

»Tommy...« Ein schwacher Ruf durchdrang den Verkaufsraum. »Wo steckst du denn?« Moore gab keine Antwort. Er lauerte...

Li konnte sich lautlos bewegen. So sah Tommy den Kleinen erst, als er schon einige Yards in den Laden hineingegangen war. Dabei geriet er auch in den Lichtschein. Sein Schatten war größer als Li selbst. Li war schon älter, wirkte aber alterslos. Er hatte eigentlich schon immer so ausgesehen mit seiner faltigen Haut, den Schlitzäugen, dem schmalen Mund und dem breiten Kinn. Auf seinem Kopf wuchsen nur wenige Haare. Die aber hatte er zu einem Zopf gedreht, der bei jedem Schritt im Rhythmus mitpendelte. Li trug

schwarzblaue Kleidung. Einen Kittel und Pluderhosen. Darin wirkte er wie eine Gestalt aus dem letzten Jahrhundert.

»Tommy!« Fast weinerlich klang seine Stimme. »Willst du deinen alten Freund Li so reinlegen?« Und Moore schwieg weiter. Li aber wurde nervös. Er blieb zwar auf der Stelle stehen, sein Körper aber geriet in tänzelnde Bewegungen. »Bitte, Tommy, ich habe auch etwas für dich. Was ganz Besonderes. Als du nicht da warst, habe ich es gefunden. Es gibt eine kleine Insel nicht weit von Atlantic City entfernt. Dort ist auch ein alter Friedhof. Ich... ich bin mir sicher, dass du dort Gebeine finden wirst. Wir haben auf dem Friedhof eine Filmszene gedreht. Glaub mir, ich...«

»Hör auf, Li!« Tommy hatte gesprochen, und der kleine Chinese war heftig zusammengezuckt.

»Du bist ja doch da?«

»Sicher.«

»Warum versteckst du dich dann?«

Moore fing an zu lachen. »Glaubst du eigentlich an Vampire, Tommy? Sag ehrlich, glaubst du daran?«

»Ich kenne Filme... habe auch schon mitgespielt...«

»Das meine ich nicht. Glaubst du, dass es tatsächlich Vampire gibt?«

Li verdrehte die Hände. »Du kannst fragen Tommy. Ich weiß es doch nicht.«

»Möchtest du denn gern ein Vampir sein?« drang es flüsternd aus der Nische zwischen den beiden Regalen.

»Nein, ich...«

»Du würdest die Kraft bekommen, die du dir immer gewünscht hast. Du wärst ein anderer, ein...«

»Mach doch keinen Quatsch, Tommy!«

»Das ist kein Quatsch.« Mit diesen Worten löste sich Moore aus seiner Deckung. Er kam sehr langsam vor und tauchte nur allmählich

aus dem Schattengrau auf. Die Gestalt wuchs dem Liliputaner entgegen, sie vergrößerte sich, und Li musste den Kopf in den Nacken legen, um Tommy überhaupt zu erkennen.

Zuerst tat sich bei dem Kleinen nichts. Dann merkte er, dass mit seinem Freund etwas nicht stimmte, und der Schrecken zeichnete sich intervallweise auf seinem Gesicht ab. Die untere Hälfte schien aus der Fassung zu laufen. Seine Wangen begannen zu zucken, der Mund stand plötzlich offen. Aus ihm drangen Laute, wie sie Li selbst noch nicht gehört hatte.

»Erkennst du mich, Li?«

»Tommy... Tommy«, ächzte der Liliputaner. »Du bist verrückt, du bist wahnsinnig. Was soll das geben? Ich kann es nicht fassen. Was sollen denn die Scherze?«

»Es sind keine Scherze, Li!«

»Nimm doch die Maske ab.«

Moore kümmerte sich nicht um den Wunsch seines Besuchers und sagte statt dessen: »Schau genau in mein Gesicht, Li. Vor allen Dingen auf den Mund.«

Den öffnete Tommy, und Li konnte nicht anders. Er musste die beiden Vampirzähne einfach sehen, die sich hell vor dem Hintergrund der grauen Maske abhoben.

»Nun?«

Li bekam Angst. Er war ein sehr sensibler Mensch. Auf einmal hatte er das Gefühl, hier keinen Verkleideten vor sich zu sehen. Was Tommy zur Schau trug, war echt. Fahrig wischte der kleine Chinese über sein Gesicht. Er konnte es nicht fassen. »Bitte, Tommy, was ist los?«

»Ich habe dir von einem Vampir erzählt und dich gefragt, ob du einer sein willst? Du hast eine ausweichende Antwort gegeben, so lass dir jetzt sagen, dass ich ein Vampir geworden bin. Das ist keine Verkleidung, und ich habe ferner beschlossen, auch dir das ewige,

untote Leben zu geben, mein Freund.«

»Tommy!« Er sprach den Namen quietschend aus. »Das kannst du nicht tun. Du bist wahnsinnig!«

»Nein, ich bin ein Vampir.« Tommy lachte krächzend.

»Wieso?«

»Das, mein lieber Li, ist eine sehr lange Geschicht. Sie ist zu lang, um sie dir jetzt zu erzählen. Ich werde es später machen, wenn du ebenfalls ein Vampir geworden bist.«

»Was soll ich?«

Tommy streckte den rechten Arm vor und krümmte die Hand. Sie kam Li vor wie eine Klaue. »Hast du mich nicht verstanden? Ich mache dich zu einem Vampir.« Er ging wieder einen Schritt vor.

Dieser eine Schritt war für Li das Zeichen zur Flucht. Jetzt konnte er noch wegkommen, deshalb wirbelte er auf der Stelle herum und hatte die Hälfte geschafft, als er bereits zu einem Sprung ansetzte, um aus der Reichweite des Vampirs zu gelangen.

Li besaß Kraft. Der Sprung katapultierte ihn bis zu den hängenden Skeletten, gegen die er prallte, so dass die Gerippe anfingen zu schwingen und mit ihren Knochen klapperten. Einige waren so morsch, dass sie brachen. Der kleine Chinese tauchte unter den fallenden Gebeinen hinweg und erreichte mit dem zweiten und dritten Sprung die Tür, die sich hinter ihm nicht wieder geschlossen hatte, so dass er in den Gang entwischen konnte.

Auch dieser schwarz angestrichene Tunnel machte ihm angst. Er glaubte, durch eine Röhre zu rennen, die immer enger wurde, und Li atmete erst auf, als er die Souterrain-Tür erreichte, sie aufziehen wollte und plötzlich merkte, dass sie verschlossen war.

Er hatte vergessen, dass Tommy sie vom Geschäft aus verschließen konnte. Eine Sicherheitseinrichtung, die Li zum Verhängnis werden würde. Das wusste er, als er sich umdrehte und Tommy vor sich stehen sah. Ein düster klingendes Lachen schwang ihm entgegen.

»So nicht, Li, so nicht. Was ich will, das setze ich auch in die Tat um...«

Li wollte sich herausreden. »Tommy, du bist doch verrückt!« flüsterte er voller Angst. »So etwas kannst du nicht bringen. Verdammt, wir waren Freunde, wir sind es noch immer...«

»Aber du hast Blut, mein Kleiner...«

»Was soll das denn?«

»Ich will es. Und ich werde es bekommen, das verspreche ich dir. Diesmal hast du keine Chance!«

Nein, die hatte er nicht. Trotzdem wollte es der Liliputaner versuchen. Auf seinen kurzen Beinen rannte er auf den anderen zu. Li wollte Tommy den Kopf in den Magen stoßen, um freie Bahn zu bekommen, denn es gab noch den zweiten Ausgang. Der war möglicherweise nicht verschlossen.

Li schaffte es nicht.

Tommy riss genau im richtigen Moment sein Bein hoch und winkelte es an, so dass der kleine Chinese gegen das Knie prallte, hochgehoben und gegen die Wand geschleudert wurde, an der er rücklings herabrutschte. Wehrlos blieb er vor den Füßen des Vampirs liegen. Tommy aber lachte. Er bückte sich und streckte dabei seinen rechten Arm aus. Mit einem Griff in den Nacken zog er Li wieder hoch und drückte ihn gegen die Wand. Er hielt ihn fest, als würde er nur wenige Gramm wiegen.

Li strampelte mit den Beinen und hörte die rauhe, flüsternde Stimme seines zum Monstrum gewordenen Freundes. »Soviel Kraft wie ich wirst du auch bald besitzen, mein Kleiner. Wir beide werden die Welt aus den Angeln heben. Das kann ich dir versprechen...«

»Neiiiinnn...! Ich will nicht!« Lis Schrei riss ab. Er wusste, dass nun alles vorbei war. Sein Leben versickerte, und ein neues, grausames stand ihm bevor...

Eines hatten Suko und ich mittlerweile gelernt, wenn wir flogen. Mal richtig tief und fest zu schlafen. So konnte uns die Zeitverschiebung nicht viel anhaben. Oft genug stiegen wir nach der Landung erfrischt aus der Maschine.

So war es auch heute.

Wieder nahm ich das imposante Bild auf, das eben zu einer Landung auf dem Kennedy Airport gehört. New York, die Küste, die Brücken und die Freiheitsstatue lagen uns zu Füßen und kristallisierten sich immer deutlicher heraus, je tiefer der Jet ging.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen, als die Räder bereits die graue Landepiste berührten und unser Clipper allmählich auslief.

»Wie fühlst du dich?« fragte Suko.

»Frisch.«

»Ich auch.«

Wir hatten unsere Plätze ziemlich vom in den Maschine bekommen, so waren wir auch bei der ersten, die ausstiegen. Auf einen Mann wie Abe Douglas konnte man sich verlassen. Wir brauchten um nicht in die Schlange der wartenden Ausländer einzureihen, die nur sehr langsam abgefertigt wurden. Wer von Paris mit der Concorde nach New York in drei Stunden flog, hatte manchmal das Pech, fast ebenso lange die Kontrollen über sich ergehen zu lassen.

Abe aber hatte alles erledigt. Der blonde G-Man lachte uns an, schlug uns auf beide Schultern und freute sich, dass er uns wiedersah.

»Schon irgendwas erreicht?« fragte ich.

»Nein, John. Keine Vampire mehr in New York.«

»Hoffentlich bleibt das auch so«, sagte Suko.

»Wo ihr jetzt hier seid, bestimmt.« Douglas schaute auf die Uhr.

»Lasst uns fahren. Bis wir durch den Verkehr gekommen sind, ist es schon dunkel geworden.«

»Vampirzeit«, bemerkte ich. »Mal sehen.«

»Konntest du keinen Hubschrauber bekommen, Abe?«

»Nein, dafür seid ihr nicht prominent genug. Und die Helikoptertransporte rüber nach Manhattan sind schon ausgebucht. Ihr müsst euch auf meinen alten Ford verlassen.«

»Wir ergeben uns in unser Schicksal«, sagte Suko. »Es bleibt euch auch nichts anderes übrig.«

Dank seines Ausweises hatte Abe Douglas günstig parken können. Wir bekamen wieder einmal einen Eindruck von der gewaltigen Größe dieses Flughafens. Was sich da an der mit zahlreichen Inseln bedeckten Grassy Bay ausbreitete, war schon immens. Eine Stadt für sich, in der ich mich allein bestimmt verlaufen hätte.

Der Van Wyck Expressway endete in einem gewaltigen, mit Schleifen durchzogenen Kreis innerhalb des Airport-Geländes. Über ihn fuhren wir in Richtung Norden in den Stadtteil Queens. Neben uns lief praktisch das gesamte New Yorker Panorama ab. Wir sahen die dicht bevölkerten Wohngebiete, die Bürohochhäuser, Grünanlagen, Seen und Friedhöfe. An einem großen Verteilerkreuz bogen wir auf den Long Island Expressway ab, der in westliche Richtung führte und Queens durchschnitt.

Abe berichtete uns, dass er einen Posten in der Straße aufgestellt habe, wo unser Freund sein Zuhause hatte. »Aber der gute Mann hat nichts gesehen.«

»Wieso?«

»Moore hat den Laden dicht.«

»Er ist aber doch im Haus - oder?«

»Natürlich. Nur verlassen hat er seine Bude nicht.« Abe grinste jungenhaft. »Und das ist auch gut so.«

»Wir werden sehen.«

Suko und ich genossen die Fahrt durch diese gewaltige Stadt. Wir bogen schließlich auf den Queens Expressway, der später Brooklyn

Expressway heißt und in einem Knick auf die Manhattan Bridge zuführte, die uns auf die Insel Manhattan brachte.

In Staus gerieten wir natürlich auch. Die Wagen fuhren bereits mit Licht, und auch Manhattan lag unter einer hellen, an vielen Stellen auch farbigen Glocke aus Licht. Zwar war es nicht mehr weit bis zu unserem Ziel, aber wir steckten ausgerechnet im Abendverkehr fest. So trafen wir erst in der Dunkelheit in Chinatown ein und bekamen den Eindruck, durch eine exotische, farbenfrohe Welt zu reisen, in der es alles gab, nur keine Parkplätze.

Aber Abe wusste eine Lösung. Nicht weit entfernt lag das Headquarter der City Police. Dort konnte er den Wagen abstellen. Den Rest gingen wir dann zu Fuß.

Die Straße, mehr eine Gasse, in der Tommy Moores Geschäft lag, war ebenfalls überfüllt. Die meisten Touristen hockten jetzt in anderen Stadtteilen, hier waren zumeist Chinesen. Viele Jugendliche, die nur schlenderten, aber alles scharf beobachteten.

Ein dunkelhäutiger Mann im schwarzweiß gestreiften Jackett und weißer Hose schlenderte auf uns zu. An einem Ohrläppchen baumelte ein silberner Ring.

»Das ist Teddy Tubbs, ein Kollege.« Ich schielte Teddy an.

»Was ist denn?« fragte dieser.

»Sind Sie Undercover-Agent?«

»Sie meinen, wegen meines Aussehens.«

»Ja.«

»Keine Bange, man passt sich an.« Er berichtete, dass nichts vorgefallen war. »Und nun?« fragte Abe.

Ich hob die Schultern. »Wir sind hergekommen, um uns den Laden genauer anzusehen. Und das werden wir auch.«

Douglas nickte. »Okay, ich wollte schon immer einen Knochenladen kennen lernen...«

Kathleen Ross hatte sich wirklich beeilt und auch ihr Bestes gegeben. Dennoch hatte sie keinen positiven Bescheid bekommen. Der Choreograph hatte nach ihrer Darbietung nur gelangweilt genickt und erklärt, dass sie Bescheid bekommen würde, wie ihre Beurteilung ausgefallen war. Da sich sein Gesichtsausdruck auch bei den anderen Tänzerinnen nicht verändert hatte, hegte Kathleen eine gewisse Hoffnung.

Sie war zwanzig, trug das brünette Haar zu einem Pferdeschwanz im Nacken gebunden und gehörte zu den Mädchen, die es schaffen wollten. Sie hatte immer auf ihre Figur geachtet, war nicht zu dick, fast schon zu schlank, aber sie konnte sich bewegen wie eine Schlange. Ihr Gesicht war recht nett. Allerdings ärgerte sie sich über ihren breiten Mund, aber niemand war perfekt.

Kathleen hatte geduscht und sich umgezogen. Sie trug rote Jeans, einen überlangen weißen Pullover und eine Blazerjacke darüber. Den Weg kannte sie. Da sie sich verspätet hatte, lief sie sehr schnell. Bei jeder Körperbewegung schwang die Umhängetasche hin und her. Sie bestand aus dünnem Stoff und konnte ziemlich viel aufnehmen. Einige Male wurde sie angemacht, aber Kathleen kannte so etwas. Sie hastete einfach wieder.

In der schmalen Straße, wo Tommy wohnte, kaufte sie noch eine Flasche China-Wein. Er schmeckte ihnen beiden. Das Wiedersehen wollte schließlich gefeiert werden.

Das Geschäft war geschlossen. Kathleen wusste dies. Sie lief die Stufen zum Souterrain-Eingang hinunter und stand vor der verschlossenen Eingangstür.

Das geschah genau in dem Augenblick, als Teddy Tubbs einmal verschwand, um sich etwas Essbares zu holen. So hatte er die Besucherin nicht kommen sehen.

Kathleen drückte auf die Klingel. Tommy wusste Bescheid, dass sie kam, und er öffnete auch sofort. Jedenfalls ging das Mädchen

davon aus, dass es Tommy war, der ihm die Tür aufgedrückt hatte. Sie betrat den dunklen Flur, der ihr auch jetzt, nach so zahlreichen Besuchen, noch immer unheimlich vorkam. Sie mochte die geschwärzten Wände nicht, die selbst das Licht der Lampen zu schlucken schienen, aber sie akzeptierte dies. Es gehörte schließlich zum Geschäft. Wer Gebeine verkaufte, konnte das nicht in modern gestylten Geschäftsräumen erledigen.

Kathleen wunderte sich nur darüber, dass ihr Tommy nicht entgegenkam. Nach den Tagen der Trennung hatte sie dies erwartet. Als sie die zweite Tür erreichte, war sie schon leicht ärgerlich. Sie stand spaltbreit offen. Kathleen schaute in den Verkaufsraum, wo nur eine Lampe brannte. Ihr Schein fiel über den Tisch und das glänzende Metall der Registrierkasse.

Die Tasche stellte sie ab, nahm die Flasche Wein heraus und betrat den Laden. Die beiden Skelette musste sie passieren und wunderte sich darüber, dass eines der Gerippe nicht mehr so aussah wie noch bei ihrem letzten Besuch. Es hatte einige Knochen verloren, die auf dem Boden verteilt lagen. Das Mädchen stellte die Weinflasche auf die Theke und bekam ein komisches Gefühl.

Tommy war ein Mensch, der auf seine zerbrechlichen Waren sehr großen Wert legte und sie entsprechend sorgfältig behandelte. Dass ein Skelett zerstört worden war, musste schon einen tieferen Grund haben, über den Kathleen aber nicht weiter nachdachte und sich mit etwas unsicher anmutenden Schritten in die Ladenmitte begab. Tommy zeigte sich noch immer nicht.

»He, ich bin hier!« Ihre eigene Stimme kam ihr selbst fremd vor. So kratzig hatte sie geklungen. Eine Reaktion bekam sie nicht. Hatte Tommy sie versetzt? Das wollte sie nicht glauben. So etwas tat er nicht. Vielleicht war ihm etwas passiert. In dieser Gegend musste man vorsichtig sein, auch wenn man bekannt war.

Unsinn, Tommy musste anwesend sein. Schließlich hatte er die

Außentür geöffnet. »Tommy, mach doch keinen Unsinn!« Sie sprach mit einem ärgerlichen Tonfall und stampfte sogar mit dem rechten Fuß auf.

»Ich finde es blöd, dass du mich hier ver...«

»Aber nicht doch!«

Sie hörte die Stimme und erschrak. Den Sprecher konnte sie nicht sehen. Er musste sich dort befinden, wo auch die Regale standen und sich eine Lücke befand. Nur hatte Tommy nicht gesprochen.

»Wer ist da?« Kathleen hatte einen Arm ausgestreckt und die Hand zur Faust geballt.

»Erkennst du mich nicht?«

»Nein.«

»Warte, ich komme.« Der Sprecher lachte leise, aber zugleich irgendwie hämisch, was Kathleen unangenehm aufstieß. Sie fühlte sich in diesem Laden, den sie doch so gut kannte, bedroht. Die Düsternis, die Stimme, die Schatten, das alles war so anders und fremd.

Dann sah sie den Sprecher. Er schob sich aus der Dunkelheit hervor, war wesentlich kleiner als sie, und plötzlich wusste sie auch, wen sie vor sich hatte.

»Ach du bist es, Li.«

»Ja, ich.« Er blieb stehen und deutete eine linkische Verbeugung an.

»Willkommen, schönes Mädchen.«

Kathleen schüttelte den Kopf. Ihr kam diese Begrüßung vor wie das reinste Schmierentheater. »Was soll das? Du bist doch sonst nicht so überfreundlich.«

»Ich habe den Auftrag bekommen.«

»Von Tommy?«

»Natürlich.«

»Wo ist er?«

»Er wartet auf dich. Ja, er will dich begrüßen und in seine Anne

schließen.«

Kathleen verlor allmählich die Geduld. »Was soll dieser ganze Quatsch? Sag Tommy, dass er herkommen soll...«

»Nein, du sollst zu ihm gehen.«

»Dann ist er nicht hier?«

Li kam näher. »Doch«, flüsterte er. »Tommy ist in diesem Haus. Er wartet auf dich im Keller.«

Ihre Augen weiteten sich. »Im Keller?«

»Ja, oder im Lager.«

»Was soll ich denn dort?«

»Er will dich sehen.«

Sie nickte. »Und weshalb kommt er nicht selbst hoch? Nichts gegen dich, Li, aber ich finde diese Art von Begrüßung schon komisch.«

»Ja, er ist beschäftigt.«

»Muss aber eine verdammt wichtige Sache sein.«

»O ja, sehr wichtig, meine Liebe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich mag das nicht. Nein, ich gehe nicht in den Keller.«

»Und weshalb nicht?«

»Er soll hochkommen. Das kannst du ihm bestellen.« Kathleen drehte sich abrupt um und wandte Li den Rücken zu. Dann ging sie bis zur Kasse vor, um wenigstens im Licht zu sein.

»Das wird ihm aber nicht gefallen.«

»Es ist mir scheißegal, ob es ihm gefällt.« Sie schob den Saumärmel ihrer Pullovers zurück und warf einen Blick auf die Uhr.

»Bestell ihm, dass ich noch genau zehn Minuten warte. Wenn er dann nicht hier ist, gehe ich wieder und komme nicht mehr zurück. So etwas brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Ich bin nicht sein Eigentum.«

»O doch.«

»Was hast du da gesagt?«

»Schon gut, vergiss es, Kind. Es rutschte mir nur so heraus.« Der Liliputaner nickte. »Gut, ich sage ihm Bescheid.« Er drehte Kathleen den Rücken zu und ging davon.

Sie beobachtete ihn. Sein Gang war wiegend wie der eines Seemanns. Dabei pfiff er leise vor sich hin. Li gab sich ungemein selbstbewusst, und erst jetzt fiel Kathleen auf, dass sich der Zwerg nie in ihre direkte Nähe getraut hatte. Ihr kam es vor, als hätte er etwas zu verbergen gehabt. Sie wartete, und sie war echt sauer. Mit einem derartigen Empfang hätte sie nie gerechnet. So was hatte Tommy noch nie getan, aber wer kannte sich schon bei den Kerlen aus? Sie jedenfalls nicht mehr. Tommy war zwar etwas >verrückt<, aber dass er so reagieren würde, hätte sie nie gedacht.

Die Schritte des kleinen Li waren verklungen. Stille umgab das Innere des Knochenladens. Und eine gewisse Kälte, die wie ein Hauch gegen Kathleen fuhr. Sie konnte sich nicht erklären, woher die Kälte kam. Vielleicht strömte sie auch aus ihrem Innern; denn wohl fühlte sich die Tänzerin auf keinen Fall.

Dieser Laden war ihr zu unheimlich geworden und kam ihr auch vor wie eine große Falle, in die sie ahnungslos hineingetappt war. Tommy war einige Tage weg gewesen. Konnte er sich in dieser kurzen Zeit denn so verändert haben?

Sie wollte es einfach nicht glauben und begann, nur um Geräusche zu hören, auf und ab zu schreiten. Sie zählte ihre Schritte automatisch nach, obwohl dies keinen Sinn ergab, und sie war bei der Zahl zwölf angekommen, als der Summer anschlug. Draußen stand jemand, der in den Laden wollte.

Kathleen überlegte, ob sie öffnen sollte. Es kam oft genug vor, dass Tommy noch nach Geschäftsschluss Kunden bekam. Man nahm es hier mit den Öffnungszeiten nicht so genau. Normalerweise hätte sie nie aufgedrückt, aber Tommy hatte sie geärgert, zudem fiel ihr die Stille auf die Nerven, so drehte sich Kathleen um und ging zur

Verkaufstheke, wo auch der Drücker war.

Den Arm hatte sie schon ausgestreckt, als sie hinter und gleichzeitig über sich den Luftzug verspürte.

Da passierte es schon. Etwas huschte an ihren Augen vorbei. Ein gedankenschneller Schatten, der weiter nach unten glitt und plötzlich zugezogen wurde. Erst als er sich um ihr Arme gelegt hatte und diese gegen den Körper fest klemmte, wusste Kathleen, dass es sich dabei um ein Schlinge handelte, die sie fesselte. Dann erfolgte der Ruck. Damit hatte Kathleen nicht gerechnet. Dieser plötzliche Zug holte sie von den Beinen. Wegen ihrer an der Körper gefesselten Arme konnte sie sich auch nicht abstützen.

Sie schlug rücklings und hart auf den Boden.

Sie spürte den Schmerz nicht allein im Rücken. Er explodierte auch in ihrem Kopf, sie sah Sterne und rote Kreise aufblitzen, stöhnte ihren Schmerz hinaus, sah wieder klarer, obwohl das Stechen blieb, und hörte dann Schritte.

Nicht sehr laut, eher trippelnd. Das Echo pflanzte sich auf dem Untergrund fort und erreichte auch ihre Ohren. Mühsam drehte sie den Kopf nach rechts. Dabei registrierte sie noch, dass es nicht mehr summte. Der Kunde hatte aufgegeben, und Kathleen sah den Zwerg. Er hielt das andere Ende des zum Lasso gedrehten Seils in der Hand und grinste breit. Es war ein widerliches Grinsen, das sein Gesicht entstellte.

Kathleen sah sein Gesicht und erschrak fast zu Tode. Aus dem Oberkiefer des breiten Mundes wuchsen zwei lange Zähne, wie man sie sonst nur bei Vampiren sieht...

War Li zu einem Vampir geworden? Für Kathleen unvorstellbar. Nein, so etwas gab es nur im Kino oder in den entsprechenden Romanen. Er musste sich ein künstliches Vampirgebiss in den Oberkiefer gesteckt haben, um sie zu erschrecken. Aber er sah so verdammt echt aus... Allmählich kamen Kathleen Zweifel. Sie

dachte auch daran, dass sich Tommy nicht gezeigt hatte, und sie versuchte jetzt, ihre Arme aus der Umklammerung zu befreien. Das gelang ihr nicht.

Li blieb so nahe neben ihr stehen, dass seine Fußspitzen sie fast berührten. Noch immer grinste er gemein und teuflisch. In seinen Augen stand ein kalter Glanz. Endlich konnte er einmal auf einen Menschen hinabschauen, sonst war es immer umgekehrt.

Trotz der Kopfschmerzen gelang es ihr, sich auf die realen Dinge zu konzentrieren. »Was... was soll die Verkleidung?« fragte sie.

Li lachte knapp. »Es ist kein Verkleidung.«

»Wieso...?«

»Ich bin ein Vampir!«

Kathleen lachte unecht. »Das warst du vor einer Woche noch nicht, als ich dich zum letzten Mal sah.«

»Stimmt genau.«

»Und wie kommt es, dass du jetzt ein Vampir bist?«

»Daran trägt dein Freund Tommy die Schuld. Er hat mich zu einem Blutsauger gemacht!« zischte der Chinese.

Kathleen wollte etwas sagen, das schaffte sie nicht. Nur nachdenken konnte sie noch und kam auch zu einem Ergebnis. »Soll das heißen... soll das heißen, dass auch er...?«

»Ja, Tommy ist ein Vampir, und er wartet auf dich!« Der Liliputaner hatte die Worte voller Wut ausgestoßen, als wollte er dem Mädchen noch seelische Schmerzen bereiten.

Kathleen konnte nur staunen. Vor Angst brachte sie kein Wort heraus. Es rieselte kalt über ihren Rücken, als sich der Kleine bückte und sich seine gespreizten Hände ihrem Gesicht näherten. Die Augen wirkten dabei wie böse blickende Kugeln, sie waren auf das Opfer gerichtet.

»Dein Blut«, flüsterte er. »Es hätte mir gefallen. Es wäre wunderbar gewesen, weißt du...?« Seine Hände waren in ständiger

Bewegung und schufen Kreise über Kathleen's Gesicht. »Aber leider«, so redete er hechelnd weiter, »ist dies nicht möglich. Du bist nämlich versprochen. Tommy will dich haben und dir das Blut aussaugen.«

Den Kopf konnte Kathleen bewegen. Sie schüttelte ihn. »Das... das ist doch nicht wahr - oder?«

»Es stimmt alles.«

»Tommy kann kein Vampir sein!« schrie sie plötzlich, bäumte sich auf, wurde aber von den Händen wieder zurückgedrückt.

»Doch, ich bin ein Vampir!«

Sie hörte die höhnische Stimme. Gleichzeitig sprang Li auf und huschte zur Seite weg, damit Kathleen freie Sicht auf die Person bekam, die sich ihr näherte. Es war Tommy, der Vampir!

Er hatte seine Lippen so weit zurückgezogen, dass sie die beiden oberen, spitzen Hauer sehen konnte, als Lampenlicht über sie flirrte und ihnen eine gelbliche Farbe gaben. Doch es waren nicht nur die beiden Zähne, die Kathleen so erschreckten, das Gesicht gehörte ebenfalls dazu. Eine widerliche, grauschwarze Maske, die jede Gesichtsbewegung mitmachte.

Er blieb dort stehen, wo sich auch Li aufgehalten hatte. Dabei starrte er Kathleen an. Sie wunderte sich selbst, dass sie dem Blick standhalten konnte, aber tief im Innern spürte sie diese grauenhafte bohrende Angst, die einer Messerklinge gleich durch ihre Seele schnitt.

»Du...«, ächzte sie. »Es... ist kein Scherz, Tommy? Wirklich kein Spaß?«

»Nein, ich werde dein Blut trinken, und ich habe auch schon das des kleinen Li getrunken.«

»Das... das kann ich mir nicht vorstellen. Du bist doch kein Ungeheuer...«

»Da hast du nicht ganz recht. Ich las von einem alten

Vampirschädel, der in der Nähe von London versteckt war. Ich habe ihn gesucht, auch gefunden, und er gab mir die Macht, mich verwandeln zu können. Wenn ich ihn aufsetze, werde ich zu einem Vampir, verstehst du?«

»Nein!«

»Nehme ich ihn ab, Kathleen, bin ich wieder ein Mensch. Ich führe also eine Doppelexistenz.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Du brauchst es nicht. Wenn du erst einmal zu meinem Kreis gehörst, wirst du anders darüber denken.«

»Wie denn?«

»Warte ab.«

Kathleen dachte über vieles nach, bekam aber nicht alles in die Reihe. Nur eines war ihr klar. Sie erlebte in diesem Laden eine Szene, die leider keine Schau war, dafür aber die reine Wahrheit. Und sie musste etwas dagegen tun. Körperlich wehren konnte sie sich nicht. Vielleicht gelang es ihr auf eine andere Art und Weise. Deshalb sagte sie: »Ich kann dir noch immer nicht glauben, Tommy. Wenn du tatsächlich auch ein Mensch bist, dann beweise es mir. Nimm dieses verdammte Ding ab, weil ich noch einmal dein Gesicht sehen möchte.«

»Und dann?«

»Ich weiß es nicht, Tommy. Ich...«

»Du musst dich schon auf mein Wort verlassen, Liebste. Du wirst die Braut eines Vampirs, das ist doch etwas - oder nicht? Wer kann das schon von sich behaupten?«

Kathleen schwieg. Ihr Plan war durchschaut und auch vereitelt worden. Was konnte sie jetzt noch tun? Gar nichts...

Das wusste auch Tommy. Er bückte sich sehr langsam. Sein Gesicht näherte sich dem ihren. Kathleen wusste, dass Vampire ihren Opfern in den Hals bissen, um das Blut zu trinken. Dieses Schicksal stand

ihr bevor.

Mit einer Hand griff er zu und zog sie auf die Beine. Dann fetzte er ihr die Jacke vom Körper.

Der kleine Chinese jaulte vor Freude, als er mitbekam, wie der Vampir die Tänzerin auf die Füße stellte und sie mit einem Arm festhielt. Aus der Frau schien eine Puppe geworden zu sein. Sie rührte sich nicht und tat auch nichts, als Tommy ihren Kopf zur Seite drückte, damit sich die Haut am Hals spannte.

Kathleen hatte das Gefühl, auf einer Wolke zu schweben. Sie hörte ferne Stimmen, es kam ihr zugleich vor wie ein engelhaftes Singen, wenn nur nicht das böse hämische Lachen des Liliputaners gestört hätte...

Wir waren leicht enttäuscht, dass auf unser Klingeln niemand geöffnet hatte. Auf dem Gehsteig stand Teddy Tubbs. Er schaute uns aus großen Augen an.

»Es muss aber jemand da sein.«

»Jedenfalls hat er nicht geöffnet.«

Tubbs schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Verlassen hat den Laden niemand.«

»Hast du ihn permanent beobachtet?« fragte Abe.

»Einmal habe ich mir etwas zu beißen geholt.«

»Aha.«

»Das muss auch mal sein.«

»Gibt es noch einen zweiten Zugang?« fragte ich.

»Kann sein.«

»Gehen wir mal ins Haus!« schlug Suko vor und steuerte bereits eine Tür an.

»Okay, dann warte ich mit Tubbs hier draußen«, sagte Abe, der seinem Kollegen wohl nicht traute.

»Gut.«

Suko und ich schoben uns in den düsteren Hausflur, machten Licht und wären fast über ein knutschendes Pärchen gestolpert, das in eindeutiger Pose auf einer Decke lag und sich lautstark beschwerte, ohne allerdings die Kleidung zurechtzurücken.

Suko beugte sich zu den beiden hinunter. »Regt euch nicht auf, wir sind sofort wieder weg. Sagt uns nur, wie wir in den Knochenladen kommen, ohne die Außentreppe zu benutzen.«

»Durch die schmale Tür hier«, erklärte das Mädchen, ein magere Blondine. Der Junge war Chinese.

»Danke, ihr beiden, und macht schön weiter«, sagte ich. Die Tür fanden wir schnell. Leider war sie verschlossen.

Suko schaute mich an. »Sollen wir?«

»Okay.«

Ich sicherte, während mein Freund am Schloss herumwinkelte. Schnell hatte er es offen. Die Tür drückte er nach innen. Wir sahen den Schatten einer Holzstiege, die in die Tiefe führte. Unsere Schritte waren zu hören, denn die Stufen bogen sich unter der Last.

Dann erreichten wir eine weitere Tür, öffneten sie behutsam, schauten durch den Spalt in einen Raum, der aussah wie ein Labor. Aus einem anderen vernahmen wir Stimmen.

Da genau mussten wir hin und bewegten uns auf leisen Sohlen voran. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis wir die Szene sahen, die uns den Atem stocken ließ.

»Nein!« brüllte ich und rannte vor...

Ebenso schnell reagierte der kleine Chinese. Er wirbelte auf dem Absatz herum, huschte an mir vorbei, schrie wie eine Herde Affen bei Gefahr und hatte sich Suko als Ziel ausgesucht.

Der war zwar schnell, doch auf den Liliputaner hatte er auch nicht mehr achten können, weil ihm die andere Szene den Atem verschlagen hatte. Deshalb wurde er getroffen.

Der Rammstoß erwischte ihn im Magen. Suko schwankte zurück, krachte gegen ein Regal und räumte dort die Gebeine raus. Die Luft war ihm genommen worden, und der zwergenhafte Vampir befand sich plötzlich in seinem Element.

Er sprang in die Höhe. Sein Gesicht tauchte für den Bruchteil einer Sekunde vor Sukos auf, dann schnellten die Arme des Vampirs vor, weil er sich an Sukos Schultern festklammern und so Halt bekommen wollte, um seine Zähne in den Hals des Inspektors schlagen zu können. Das wäre ihm fast gelungen, aber Sukos Faustschlag erwischte ihn voll. Der Kleine kippte zurück. Seine Hände rutschten ab. Bevor er zu Boden knallte, überschlug er sich in der Luft. Suko hörte andere Kampfgeräusche, um die er sich nicht kümmern konnte, wichtiger war der Liliputaner, der immense Kräfte besaß und den Inspektor abermals angriff.

Bevor er Sukos Beine umfassen konnte, hebelte der ihn in ein Regalfach, wo die ausgestellten Knochen zerplatzten. Er befreite sich sofort, hatte das Maul weit aufgerissen und starnte für einen Moment in ein kleines, sehr dunkles Loch. Aus ihm blähte plötzlich eine Feuerblume, die blassblau leuchtete, dann erwischte ihn die geweihte Kugel.

Li schrie nicht einmal, als er abermals zu Boden polterte. Er zuckte auch nicht. Starr blieb er liegen. Starr und tot...

»Verdammkt«, sagte Suko und lief in den Verkaufsraum, um zu sehen, was John machte...

Ich hatte geschrien, nicht geschossen, und durch meinen Schrei war der Blutsauger tatsächlich von seiner Untat abgelenkt worden. Er ließ das Mädchen zwar nicht los, aber er drehte den Kopf, um mich anschauen zu können.

Ich bekam sein Gesicht zu sehen! Es war schrecklich. Eine schwarzgraue Masse, eine Mischung aus Gummi und Knochen. Darin

leuchteten die roten Augen. Zwei helle Vampirzähne stachen wie kleine Messer aus dem unteren Teil hervor.

Ich hatte meine Beretta nicht gezogen, die Rechte aber zur Faust geballt. Die hämmerte ich in die Masse hinein. Es war ein Schlag, den ich bis in den Oberarm spürte. Und auch der Blutsauger konnte ihn nicht ausgleichen.

Wenn er auch keine Schmerzen empfand, die Wucht des Treffers peitschte ihn quer durch den Laden, so dass er mit dem Rücken gegen die Verkaufstheke stieß.

Mit einem schnellen Seitenblick erkannte ich, dass das Mädchen okay war, zog meine Beretta und ließ den hochkommenden Vampir in die Mündung schauen.

»Aus«, sagte ich. »Geweihete Silberkugeln...«

»Neiiiinnn, nicht...!« Der irre Schrei ließ mich zögern. Das Mädchen kam von der Seite. Es sprang mich an, drückte meinen Arm nach unten. »Es ist nur eine Maske!« schrie sie. »Nur eine Maske!«

Hinter der Maske lachte Tommy schrill. Er huschte in das Dunkel des Ladens hinein, während ich auch weiterhin festgehalten wurde. Das Mädchen ließ nicht locker.

Ich war durcheinander. Sie hatte von einer Maske gesprochen. Tatsache oder nicht.

Als ich das wütende Brüllen hörte und den anschließenden Krach, riss ich mich aus dem Griff los. Wieder torkelte der Blutsauger durch den Laden. Diesmal hatte ihn Suko mit zwei fürchterlichen Schlägen erwischt. Tommy prallte gegen eine Vitrine, zerhämmerlte das Glas und schleuderte die auf schmalen Brettern liegenden Knochen zur Seite, bevor er die Bretter selbst zerbrach.

Ich stürzte mich auf ihn. Viel Zeit hatte ich nicht. Wenn er tatsächlich eine Maske trug, musste ich sie ihm auch abreißen können. Mit der linken Hand griff ich in die Masse hinein. Sie fühlte sich an wie eine Mischung aus Kautschuk und Gummi, irgendwie

widerlich, aber noch zu halten. Mit einem Ruck riss ich ihm die Maske vom Gesicht. Er schrie dabei, ich hielt die Vampirmaske, die einmal ein Schädel gewesen war, in der Hand, schleuderte sie zu Boden, wo sie aufklatschte und sich bewegte, als wollte sie weglaufen. Wieder verzichtete ich auf die Beretta und nahm statt dessen das Kreuz. Mit dem unteren Ende drückte ich es in die Maske hinein wie in einen weichen Schwamm. Es blieb darin stecken - und reagierte!

Plötzlich brannte die Maske. Ein grün-rotes Feuer erhellt die unmittelbare Umgebung mit seinem Widerschein. Magische Flammen schlugen nach allen Seiten weg, und wir alle vernahmen einen hohen, markenschüttenden Schrei, der erst nach gut zehn Sekunden endete, als auch die Flammen zusammengesunken waren.

»Gut gemacht«, sagte Suko und presste dabei seine Hand auf die Magengegend, wo ihn der Kopf erwischt hatte.

»Danke!« keuchte ich und schaute nach Tommy.

Er lag am Boden. Neben ihm kniete das Mädchen. Sie hatte seinen Kopf in ihrem Schoß gebettet und streichelte sein Gesicht. Die Brille war zerstört worden, aber Tommy sprach normal. Er versuchte sich zu erinnern und wollte auch wissen, was geschehen war.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte das Mädchen und schaute mich fragend an. »Oder nicht?«

Ich nickte lächelnd. »Ja, Miss, es ist alles in Ordnung. Wir sind keine Richter.«

Dann stürmten Abe Douglas und Teddy Tubbs in den Raum. Ich drängte sie zurück.

»Es gibt einen Toten, ansonsten ist alles okay.«

»Und der Vampir?«

»Erlöst, Abe!«

»Hast du ihn...?«

»Nein, ich habe ihn nicht zu töten brauchen. Und darüber bin ich

verdammst froh. Zum erstenmal ist mir so etwas gelungen. Ich kann dir zudem schwören, dass er für die Menschen keine Gefahr mehr darstellt. Wirklich nicht.«

»Wie soll ich das denn begreifen? Damals bei der Vampir-Polizei sind wir anders vorgegangen.«

»Damals war damals, und heute ist heute.« Ich schaute zurück zu den beiden jungen Menschen, die die Welt um sich vergessen hatten.

»Komm Abe, wir haben hier vorerst nichts mehr zu suchen. Was es zu erklären gibt, sage ich dir draußen...«

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 004 »Luzifers Festung«

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 075 »Verliebt, verlobt und eingesorgt«